

Juhu!

Luxemburgische Studierende sind gut vertreten. **10**

Hurra!

In Wien eröffnet eine Anlaufstelle für undokumentiert Arbeitende. **17**

Olé Olé!

Der Politologe Georg Spitaler über Sport und Politik. **23**

Yeah!

Vier tolle Bücher für einen belebten Sommer. **36**

Paraderollen

Wer steht auf Österreichs Theaterbühnen?



P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO, 73





Carina, während sie die perfekte 2-Zimmer-Wohnung entdeckt – mit dem Immo-*WatchOut!*

Suchkriterien eingeben und der Immo-*WatchOut!* findet das Richtige für Sie. Täglich in Ihrem Posteingang. Jetzt anmelden auf:

[derStandard.at/Immobilien](https://www.derstandard.at/Immobilien)

Cover

Ist die Migrationsgesellschaft am Theater angekommen? Dass postmigrantisches Theater nach wie vor ein Nischenprogramm ist, Praktiken wie Blackfacing auf den Theaterbühnen gang und gäbe sind und nicht-weiße SchauspielerInnen noch immer eine Ausnahme darstellen, zeigt: Es besteht Aufholbedarf! *progress* hat mit zwei jungen SchauspielerInnen über ihre Erfahrungen gesprochen und gibt Einblick in die jüngsten Debatten in der österreichischen Theaterlandschaft.

Bildung

08 DER GEHEIME LEHRPLAN. Statt kritisches Denken anzuregen, vermitteln Schulbücher häufig Stereotype.

10 STUDIERENDENVERTRETUNG À LA LUXEMBOURGEOISE. Obwohl es in Luxemburg erst seit 10 Jahren eine Uni gibt, hat die Studierendenvertretung dort lange Tradition.

12 ZWISCHEN DEN STÜHLEN. Doktoratsstudierende haben mit einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten zu kämpfen.

Politik

16 WEM GEHÖRT DIE SONNE? Spanien macht die private Nutzung von Sonnenenergie unmöglich.

17 OHNE PAPIERE, OHNE RECHTE? UNDOK ist Österreichs erste Anlaufstelle für undokumentiert Arbeitende.

18 RAUS AUS DER SZENE. Wer aus der rechtsextremen Szene raus will, bekommt in Österreich kaum Unterstützung.

20 SHORT BITES. Infos abseits des Mainstreams.

Dossier

Die WM haben wir als Anlass genommen, uns abseits von Spielanalysen und Beißskandalen grundlegend mit dem Thema Sport auseinanderzusetzen. Im Dossier erfährt ihr zum Beispiel, wieso es am Spielfeld heute nicht mehr nur um Leistung sondern auch um Sixpacks geht und wie sich das auf junge Männer auswirkt. Es geht aber auch darum, inwiefern Sport und Politik zusammenhängen und wieso er uns nicht immer nur zusammenschweißt, sondern oft auch ausgrenzend sein kann. Viel Spaß beim Lesen!

22 LAUF, KAROTTE, LAUF! 6 spannende Fakten zum Thema Sport.

23 „AUCH DIE FIFA IST EIN POLITISCHER AKTEUR“. Der Politologe Georg Spitaler erforscht, wie Sport und Politik zusammenhängen. Ein Interview.

24 WER SCHÖN SEIN WILL, MUSS LEIDEN. Der zunehmende Körper- und Fitnesskult stellt Frauen und Männer vor spezifische Herausforderungen.

26 ES MUSS NICHT IMMER JOGGEN SEIN. Kanupolo, Unterwasserrugby, Kendo und Leiterartistik: 4 unkonventionelle Sportarten im Porträt.

28 „WER NICHT HÜPFT, DER IST EIN...“. Antisemitismus wird als Problem des österreichischen Fußballs weitgehend ignoriert.

Feuilleton

30 EINE REISE AUF ACHT RÄDERN. Ein Auto, ein Rollstuhl, zwei Reisende – ein Jahr lang waren Victoria und Reinfried in Mittelamerika unterwegs.

32 PIONIERARBEIT OHNE TEMPOLIMIT. Im Interview sprechen *Atomique*, *Ptah* und *Con* darüber, wie Dubstep, Rap und Politik zusammengehen.

33 NOT YOUR MANIC PIXIE DREAM GIRL. Eine Analyse sexistischer Klischees im Indie-Film.

34 RUCK.ZUCK.BEUTEL. Der Stoffbeutel zum Selbermachen: eine Nähanleitung.

36 LESESTOFF FÜR DEN SOMMER. Vier lesenswerte Neuerscheinungen.

38 DISTANZIRKUS ÖSTERREICH. Olja Alvir kommentiert die neue Distanzierungswut in der österreichischen Linken.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Obwohl wir uns wie die Verrückten auf den Sommer freuen, sind wir auch ein wenig traurig. Nachdem wir uns ein Jahr lang als Dreiergespann bemüht haben, euch kritischen Journalismus von Studierenden für Studierende zu liefern, verabschieden sich zwei von uns aus der Redaktion. Es gibt aber auch Grund zur Freude: Fabian Weiß wurde für eine bei uns veröffentlichte Fotoserie mit dem *Objektiv*-Preis für Pressefotografie der APA ausgezeichnet wurde. Die Fotoserie begleitete in unserer ersten gemeinsam produzierten Ausgabe im Oktober letzten Jahres die Coverstory über Homophobie in Russland.

Unser letztes in dieser redaktionellen Besetzung entstandenes Heft haltet ihr nun in der Hand. Darin findet ihr einiges Sommerliches: von Reisegeschichten über ein sehr bewegungsorientiertes Dossier bis zu Buchempfehlungen für die Ferien. Und auch von „Eis Bildung“ ist an einer Stelle die Rede. Was das ist? Lest am besten selbst nach!

Wir wünschen euch eine spannende Lektüre und vor allem einen wunderbaren Sommer!

Eure progress-Redaktion

Impressum

progress

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

Ausgabe 03/2014

Erscheinungsmonat: Juli

Medieninhaberin: Österreichische HochschülerInnenschaft,

Kontakt: Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Mail: progress@oeh.ac.at

Web: www.progress-online.at

ChefInnenredaktion: Joël Adami, Anna Ellmer, Simone Grössing

AutorInnen dieser Ausgabe: Joël Adami, Olja Alvir, Marlene Brüggemann, Simone Grössing, Alexander Gotter, Judith Götz, Magdalena Hangel, Kati Hellwagner, Klemens Herzog, Katja Krüger, Margot Landl, Magdalena Liedl, Hannah Lüthmann, Sonja Luksik, Jan Marot, Jasmin Rückert, Georg Sattelberger, Sara Schausberger, Anne Schinko, Alexandra-Maria Toth, Patricia Urban, Hengameh Yaghoobifarah.

Cover: Eva Engelbert

Dossier: Anna Hazod

Seite 7, 15, 29: Benjamin Breitegger

Lektorat: Mirjam Pot, Marlies Weissinger

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Grundlayout: R. Radschopf, E. Riedmann

Ein Spiegel der Gesellschaft?

Die Forderung, Schauspieler_innen mit migrantischem Hintergrund auf die Bühne zu bringen, ist nicht neu. Trotzdem sind Markus Subramaniam und Nancy Mensah-Offei noch immer Ausnahmefälle in der deutschsprachigen Theaterlandschaft. progress hat mit den beiden Schauspieler_innen über ihre Erfahrungen gesprochen.

Bei seinem ersten Vorsprechen an einer Schauspielschule wurde Markus Subramaniam gesagt, er solle sich auch nach Job-Alternativen umsehen. „Ich finde es in Ordnung, dass man den Leuten, die vorsprechen, realistisch sagt, dass ihr Talent nicht ausreicht. Aber dann haben sie mir noch ein paar Rollen vorgeschlagen, die ich beim nächsten Mal vorsprechen sollte und das waren ausschließlich dunkelhäutige Paraderollen, wie zum Beispiel der ‚Mohr‘ bei Shakespeare. Da habe ich mir gedacht: Also groß ist eure Fantasie nicht.“

Subramaniam hat sich nicht nach Job-Alternativen umgesehen und wurde kurz danach am *Max Reinhardt Seminar* in Wien zum Schauspielstudium aufgenommen. Während seines Studiums war seine Hautfarbe kein Thema, erzählt er: „Aber ich glaube schon, dass sie trotzdem eine Rolle spielt. Allein, weil ich auffalle. Weil es im staatlichen Theaterbereich kaum andere Dunkelhäutige gibt. Und ich spüre schon immer eine besondere Aufmerksamkeit, wenn ich wo vorspreche.“ Direkt nach dem Studium ging der gebürtige Deutsche, dessen Vater aus Sri Lanka kommt, ans *Landestheater Linz*, wo er vier Jahre lang festes Ensemblemitglied war. „Als ich auf der Schauspielschule war, habe ich mir gedacht, dass ich bestimmte Rollen wahrscheinlich nicht bekommen werde, aber meine zweite Rolle war gleich ‚Karl Moor‘ in Schillers ‚Die Räuber‘, wo ich einen weißen Bruder und einen weißen Papa hatte. Die Theaterleiter in Linz haben mich nie in eine Ecke gedrängt, dafür bin ich ihnen sehr dankbar.“

AUSNAHMEFÄLLE. Daraus zu schließen, dass in der deutschsprachigen Theaterlandschaft alles

eitel Wonne sei, wäre aber zu kurz gegriffen. Immer wieder war das Theater in den letzten Jahren repräsentationspolitischen Debatten ausgesetzt. Unter anderem wird dabei die Frage verhandelt, welche Rolle Rassismus auf den deutschsprachigen Theaterbühnen spielt. Subramaniam ist als dunkelhäutiges Ensemblemitglied an einem österreichischen Theater ein Ausnahmefall. „Das ist schon ein Alleinstellungsmerkmal“, sagt er. In seinem vierten und letzten Jahr am Landestheater in Linz wurde das von den Theaterleitern genutzt und Markus Subramaniam als „Othello“ besetzt. Als er den Vertrag für Linz unterschrieb, war seine Bedingung, dass er die Paraderolle, die sonst nach wie vor meist mit weißen Schauspielern besetzt wird, spielen dürfe.

Auch Nancy Mensah-Offei hat es wie Markus Subramaniam auf eine staatliche Schauspielschule geschafft. Mensah-Offei, die in Ghana geboren wurde und mit sieben Jahren nach Österreich kam, wird dieses Jahr mit dem Schauspielstudium am Konservatorium der Stadt Wien fertig. Auch ihr wurde ein Festengagement an einem Theater angeboten, das sie aber abgelehnt hat, um erst mal als freie Schauspielerin zu arbeiten. „Bis jetzt hat man mir am Theater oder in der Schauspielschule nie das Gefühl gegeben, dass meine Hautfarbe ein Problem wäre. Bei der Aufnahmeprüfung war nur mein Bein ein Thema, weil ich humple. Die Frage war, ob man darüber hinwegsehen kann oder nicht. Das heißt, es sind insgesamt drei Faktoren, die es in Österreich für mich schwieriger machen: Ich bin eine Frau, ich bin schwarz und ich habe eine körperliche Behinderung.“

Im Theater sei bisher nie ihre Hautfarbe der Grund für ihre Besetzung gewesen, so die Schauspielerin. Im Gegensatz zum Film: „Bei der ORF-Produktion ‚Schlawiner‘ war klar, dass eine dunkelhäutige Schauspielerin gesucht wird.“ Obwohl Nancy Mensah-Offei am Theater durchwegs positive Erfahrungen gemacht hat, kam es in Kritiken auch schon zu fragwürdigen Aussagen aufgrund ihrer Hautfarbe. So schrieb beispielsweise die *Wiener Zeitung* in einer durchaus begeisterten Kritik über die „Argonauten“ am *Rabenhoftheater*: „Die Entdeckung des Abends ist Nancy Mensah-Offei. Ihre Medea ist wie eine hoheitsvolle Voodoo-Priesterin.“

REPRODUKTION VON RASSISMEN. Nicht nur in Theaterkritiken kommt es immer wieder zu (subtilen) Rassismen. Erst kürzlich wurde es um das Thema in der Theaterlandschaft wieder laut, als vor ein paar Monaten die *Wiener Festwochen* ihr diesjähriges Programm veröffentlichten. Der Verein *Pamoja – The Movement of the Young African Diaspora in Austria* initiierte via Facebook eine Petition zur Absetzung eines Stücks von Jean Genet, das in der deutschen Übersetzung mit „Die Neger“ betitelt wurde. Die Kritik: Durch den Titel werde eine rassistische Haltung reproduziert, der man entgegenwirken müsse. Der Regisseur Johan Simons schlug eine Titeländerung zu „The Blacks“, in Anlehnung an die englische Übersetzung, oder zu „Die Weißen“ vor. Der Übersetzer der deutschen Fassung, Peter Stein, lehnte das jedoch ab, da der Titel für die Clownerie aus den 50er-Jahren, die auf gleichnishafte Weise mit Klischees arbeitet, bewusst provokant gewählt sei.

Für Aufregung sorgte auch ein Bild im Programmheft der *Festwochen*, auf dem schwarz angemalte





Fotos: Eva Engelbert

weiße Gesichter zu sehen waren. Diese Praxis des Blackfacing wird oft mit „Minstrel-Shows“ in den USA des 19. Jahrhunderts in Verbindung gebracht, in denen weiße Schauspieler_innen schwarz und oft mit grotesken Mienen geschminkt wurden, um sich auf der Bühne mit Hilfe klischeehafter Zuschreibungen über Schwarze lustig zu machen. Blackfacing wird allerdings bereits seit dem Mittelalter auch in Europa betrieben.

Die Prämisse des Autors Jean Genet, „Les nègres“, wie der Titel des Stücks im französischen Original lautet, nur mit schwarzen Schauspieler_innen zu besetzen, wurde von Regisseur Johan Simons in seiner *Festwochen*-Produktion bis auf eine Ausnahme jedenfalls nicht eingehalten. „Wäre es nicht wenigstens drin gewesen, dass Simons den einzigen Witz des Stoffes nicht kaputt macht? Genets Regieanweisung, nur schwarze Schauspieler zu besetzen, hatte immerhin verstanden, dass es beim Rassismus im Theater um konkrete Repräsentationsfragen geht. Dass Simons nun weiße Schauspieler schwarze Schauspieler spielen lässt, die weiße Kolonialisten spielen, zeigt dagegen, dass er das Stück überhaupt nicht begriffen hat“, schrieb *Die Zeit*. Im Endeffekt passierte dann nicht viel. Die Aufführungen von Genets Stück gingen nach den Protesten im Vorfeld still über die Bühne. Beim Salongespräch zur Inszenierung, das ebenfalls im Rahmen der *Festwochen* unter dem Titel „Political Correctness auf der Bühne. Der Zeit ihre Kunst. Der Kunst ihre Freiheit“ stattfand, saßen auf dem Podium ausschließlich Weiße. Im *Falter* hieß es dazu: „Intendant Hinterhäuser sagt, man habe vergeblich versucht schwarze Diskutanten zu finden.“

WEISSE NORM UND SCHWARZE SCHMINKE.

In den letzten Jahren war es in Zusammenhang mit Blackfacing immer wieder zu heftigen Diskussionen gekommen: In der Inszenierung von „Kassandra oder die Welt als Ende der Vorstellung“ 2010 am *Schauspielhaus Wien*, in dem es um das Schicksal afrikanischer Boat People ging, malten sich die Schauspieler_innen in der Inszenierung von Felicitas Brucker schwarz an und machten sich dann mit Mehl wieder weiß. Die Blackfacing-Debatte wurde damals noch nicht aufgegriffen, die Kritik hob den dadurch verursachten Verfremdungseffekt hervor. Wiederbelebt wurde die Blackfacing-Debatte dann 2011, als in Deutschland gleich zwei Theaterhäuser Premieren mit weißen Schauspielern, die schwarz angemalt werden sollten, ankündigten. Eine hitzige Diskussion entbrannte, die Inszenierung am *Deutschen Theater* wurde schließlich abgesagt, weil der Autor des Stücks, der Pulitzer-Preisträger Bruce Norris, dem Theater, das die Figuren nicht werkgetreu besetzte, die Aufführungsrechte entzog. Das *Deutsche Theater*, eines der vier subventionierten Sprechtheater Berlins, scheiterte daran, Schwarze als Schwarze zu besetzen.

Am *Linzer Landestheater* wurde 2012 „Lulu“ von Frank Wedekind inszeniert. „Da kommt am Ende eine als ‚Neger‘ bezeichnete Figur mit dicken Lippen und singt Gospels. Genau so ist die Rolle angelegt. Als Reaktion auf die damalige Blackfacing-Debatte hat der Linzer Schauspielregisseur Gerhard Willert einen Kollegen von mir schwarz angemalt und ihn diese Rolle spielen lassen, während ich weiß angemalt wurde und den Weißen gespielt habe“, erzählt Markus Subramaniam.

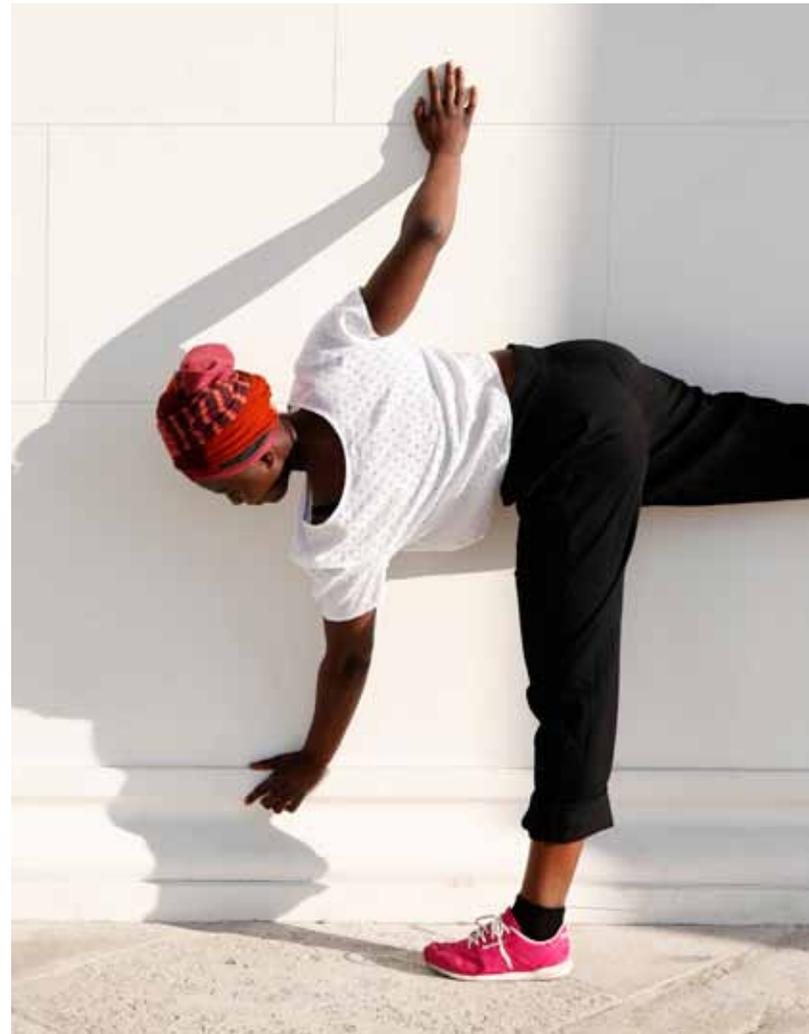
Nancy Mensah-Offei sagt zu Blackfacing: „Ich finde es schon störend, dass ein ‚Othello‘ fast immer schwarz angemalt wird. Es gibt genug dunkelhäutige Schauspieler hier in Österreich, die das könnten, aber nicht die Chance bekommen.“ Dass es an den deutschsprachigen Theatern nach wie vor kaum Schauspieler_innen gibt, die nicht einer herrschenden Norm entsprechen, die sich nach wie vor als „weiß“ definiert, ist eine Tatsache.

MIGRANT-MAINSTREAMING. Darüber hinaus stellt sich die Frage, warum die Auseinandersetzung mit Themen wie Rassismus und Migration bisher fast ausschließlich in einer Nische geschieht. Die Forderung, Schauspieler_innen mit migrantischem Hintergrund auf die Bühne zu bringen, ist keineswegs neu. Obwohl in Wien mehr als 50 Prozent der Einwohner_innen migrantischen Hintergrund haben, hat die Realität der Einwanderungsgesellschaft noch nicht wirklich auf die großen Bühnen gefunden. Die rot-grünen Kulturpolitiker_innen fordern seit 2010 zwar von den geförderten Kulturbetrieben, dass sie aktiv „Migrant-Mainstreaming“ betreiben, trotzdem sind große gesellschaftliche Gruppen im Sprechtheater noch immer unterrepräsentiert. Postmigrantisches Theater findet nicht an den großen Häusern, sondern vor allem im Off-Bereich und auf den Wiener Mittelbühnen statt. Dass Wien eine Stadt der Eingewanderten ist, spiegle sich auf den Bühnen viel zu wenig wider, meint auch der Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny (SPÖ).

So meint auch Nancy Mensah-Offei, dass sie manche Rollen und an manchen Häusern wahrscheinlich nie spielen werde: „Ich habe mich nicht unbedingt am



Fotos: Eva Engelbert



Burgtheater oder an der Josefstadt beworben. Auch die Wahrscheinlichkeit, dass ich im deutschsprachigen Raum als Gretchen besetzt werde, ist gering. Ebenso hält sich die Chance, die Julia zu spielen, in Grenzen. Ich werde wahrscheinlich auch nie in Salzburg im ‚Jedermann‘ spielen. Und ich glaube schon, dass meine Hautfarbe der Grund dafür ist. Wenn man mir eine Rolle in einem dieser großen Klassiker anbieten würde, würde ich aber natürlich sofort ja sagen.“

Anne Wiederhold, die künstlerische Leiterin des Kunst- und Sozialraums *Brunnenpassage*, hält es angesichts dieser Situation für nötig, dass sich die großen Häuser umorientieren: „Die Idee von öffentlicher Kulturförderung ist ja im Prinzip, dass Kunst ein Spiegel für die Gesellschaft sein soll. Wenn sich die Gesellschaft komplett verändert hat, dann muss da was passieren. Alle zahlen Steuern, aber nur ein Bruchteil rezipiert. Im Off-Theater-Bereich zu bleiben, ist aus meiner Perspektive absolut zu wenig.“

POSTMIGRANTISCHES THEATER. Die deutsche Theaterszene ist da vielleicht schon einen Schritt weiter. Seit der Saison 2013/14 wird das staatlich geförderte *Maxim Gorki Theater* in Berlin als Theater, das sich der kulturellen Vielfalt nicht verschließt, geführt. Man geht davon aus, dass das Leben längst transkulturell ist und bringt das auch auf die Bühne. Das Ensemble ist vielfältig, gespielt wird Neues und Klassisches. Geleitet wird das *Maxim Gorki Theater* von Jens Hillje und Shermin Langhoff, die den Begriff des postmigrantischen Theaters nach Deutschland gebracht hat. Ihr ehemaliges Theater *Ballhaus*

Naunynstraße wurde unter ihrer Leitung zum Inbegriff eines Theaters für Menschen, die vielleicht nicht selbst migriert sind, aber in diesem Kontext leben, und zum „Kristallisationspunkt für Künstlerinnen und Künstler migrantischer und postmigrantischer Verortung“. Dass die dort uraufgeführte Inszenierung „Verrücktes Blut“ von Nurkan Erpulat und Jens Hillje als erstes postmigrantisches Stück zum prestigereichen *Berliner Theatertreffen* eingeladen wurde, war ein bedeutender Schritt.

Seit ein paar Jahren findet durchaus auch in Wien eine Auseinandersetzung mit postmigrantischem Theater statt. So vergibt etwa das interkulturelle Autorentheaterprojekt der *Wiener Wortstätten* seit 2007 jährlich einen Preis an Stücke, die sich mit Identität und Interkulturalität auseinandersetzen. Ibrahim Amir wurde 2013 für seine Ehrenmord-Komödie „Habe die Ehre“ mit dem Nestroypreis für die beste Off-Produktion ausgezeichnet und die Theatergruppe *daskunst* arbeitet seit Jahren unter der Leitung von Asli Kislal zur Hybridisierung der Gesellschaft. Das Wiener Mittelbühnen-Theater *Garage X*, das sich auf zeitgenössische Dramatik spezialisiert hat, startete 2011 zusammen mit Kislals Theatergruppe eine Schwerpunktreihe zum Thema „Pimp my Integration“. Mit exemplarischen Theateraufführungen und Podiumsdiskussionen wurde der Frage nachgegangen, welche kulturpolitischen Maßnahmen es braucht, damit postmigrantische Positionen und Themen zunehmend auf die Wiener Theaterbühnen finden. Als Fortsetzung der Reihe wurde 2012 das Erfolgsstück „Verrücktes Blut“ in der *Garage X* in einer eigenen Wiener Version von Volker Schmidt

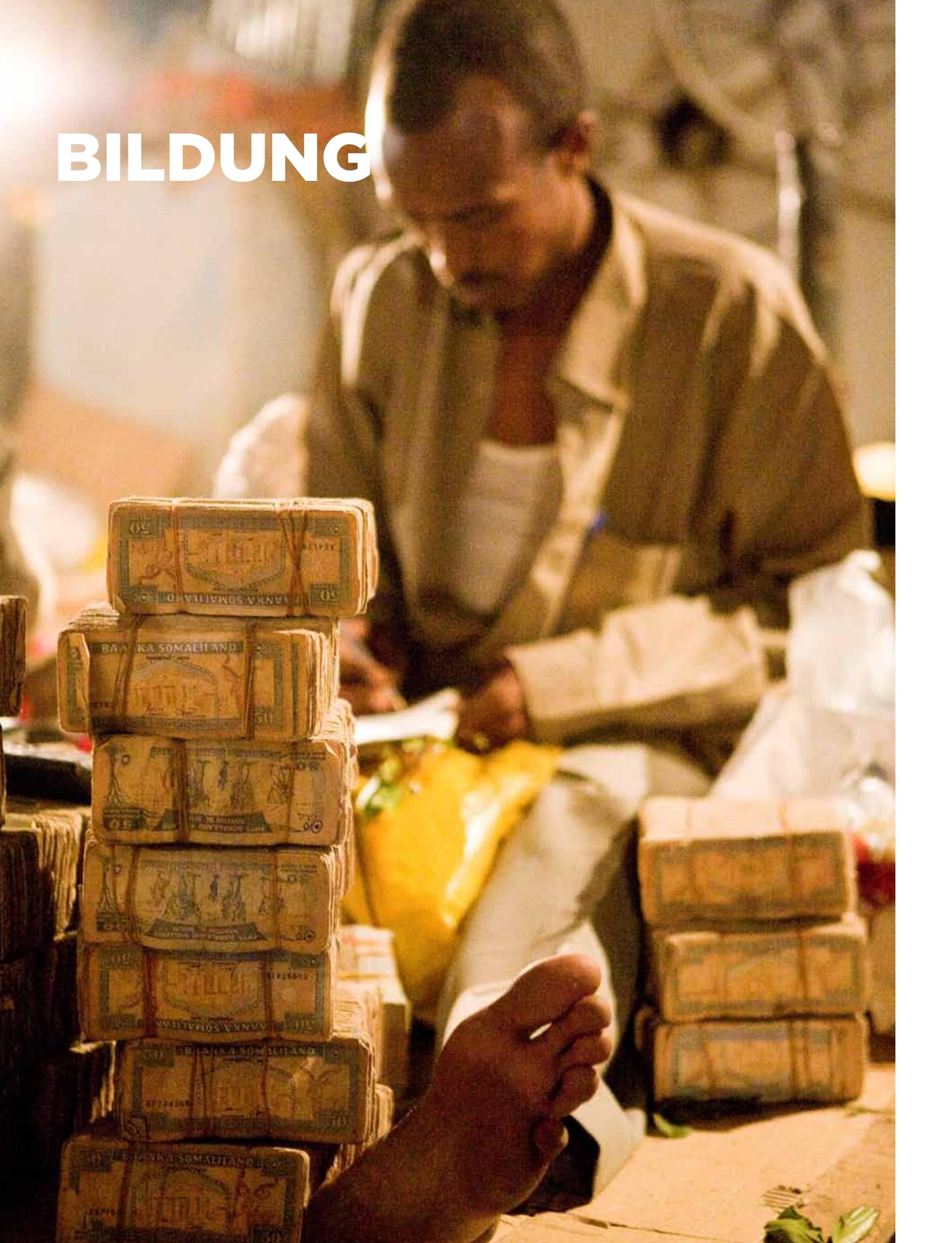
inszeniert. In dem Stück geht es darum, sich nicht darauf reduzieren zu lassen, Migrant_in oder Postmigrant_in zu sein. Nancy Mensah-Offei hat mitgespielt: „Obwohl es im Stück viel um Herkunftsfragen geht, hat meine Hautfarbe in der Inszenierung keine Rolle gespielt. Es ging hauptsächlich um das Kopftuch, das ich getragen habe“, erzählt sie.

GROSSE PLÄNE, WENIG GELD. Die *Garage X*, das *Kabelwerk* und die Theatergruppe *daskunst* haben sich nun auch zusammengetan und das *Werk X* gegründet. Dort soll inhaltlich progressives Theater mit gesellschaftspolitisch relevanten Themen auf internationalem Niveau und unter Einbezug der Diversität der Wiener Bevölkerung geboten werden. Teil des neuen Programms ist das *DiverCITYLAB* von Asli Kislal, das sich der Heranführung migrantischer Publikumsgruppen an das Theater widmet. Es will „dem Gegenwartstheater ein neues, unserer postmigrantischen Gesellschaft angemessenes Gesicht geben, mit neuen Akteur_innen und neuen Theatermacher_innen“ und beinhaltet auch eine eigene Schauspielschule für Menschen mit und ohne Migrationshintergrund.

Die Budgets von *Werk X* und *DiverCITYLAB* werden übrigens separat verwaltet: Während das *Werk X* mit über 1,5 Millionen Euro von der Stadt Wien gefördert wird, gehen an Asli Kislal und ihr *DiverCITYLAB* gerade einmal 100.000 Euro jährlich.

Sara Schausberger ist freie Journalistin und hat in Wien Germanistik studiert.

BILDUNG





Der geheime Lehrplan

Diskriminierende Darstellungen, einseitige Definitionen, stereotype Repräsentationen – Schulbücher reproduzieren oft Klischees. Anleitungen zum kritischen Umgang mit Begriffen und Konzepten werden selten geboten. Engagierte ForscherInnen und LehrerInnen wollen das ändern.

Wenn es um Schule ging, war die Zentralmatura in den letzten Monaten das meistdiskutierte Thema. Unfaire Bewertungssysteme, mangelnde Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse individueller SchülerInnen und der jüngste Skandal um einen Text bei der Deutschmatura, der den Holocaust verharmlost – die Zentralmatura sorgt für heftige Diskussionen. Aber nicht nur sie gibt Anlass zur Kritik. Als elementarer Bestandteil des Unterrichts haben Schulbücher einen großen Einfluss auf SchülerInnen. Die meisten Schulbücher regen aber keineswegs zum kritischen Denken an, wie eine Studie des Historikers Christoph Kühberger zeigt. Im Gegenteil: Sie stellen ihre Inhalte meist so dar, als wären sie objektiv und allgemein gültig. Dass dahinter die subjektiven Perspektiven einer/s oder mehrerer AutorInnen stehen und Begriffsdefinitionen häufig einseitig sind, wird selten deutlich. „Die wenigsten Schulbücher beinhalten eine Anleitung, wie man kritisch mit ihnen umgehen kann“, sagt auch Christa Markom, Ethnologin und Sozialpädagogin. Wenn sich die vermittelten Ansichten mit jenen des/r Lehrers/in decken, akzeptieren die SchülerInnen sie als Wahrheit. „Was LehrerIn und Schulbuch sagen, stimmt für die SchülerInnen und wird meist nicht hinterfragt“, so Markom.

In dem Projekt „Migration(en) im Schulbuch“ hat Christa Markom zusammen mit Heidemarie Weinhäupl und Christiane Hintermann analysiert, wie Migration in Schulbüchern verschiedener Fächer repräsentiert wird. Ziel war auch, SchülerInnen Wissenschaft näherzubringen. Im Rahmen von Workshops wurde deshalb gemeinsam mit Schulklassen erarbeitet, wie man im Unterricht kritischer mit Themen und Begriffen umgehen kann. „Das war ein völlig neuer Zugang für die SchülerInnen“, berichtet Herbert Pichler, Lehrer und selbst Schulbuchautor,

der mit einer seiner Klassen am Projekt teilnahm. „Die Schulbücher zerpfücken und kritisieren zu dürfen, das kannten sie vorher nicht“, erzählt er. Dabei sei das von enormer Bedeutung.

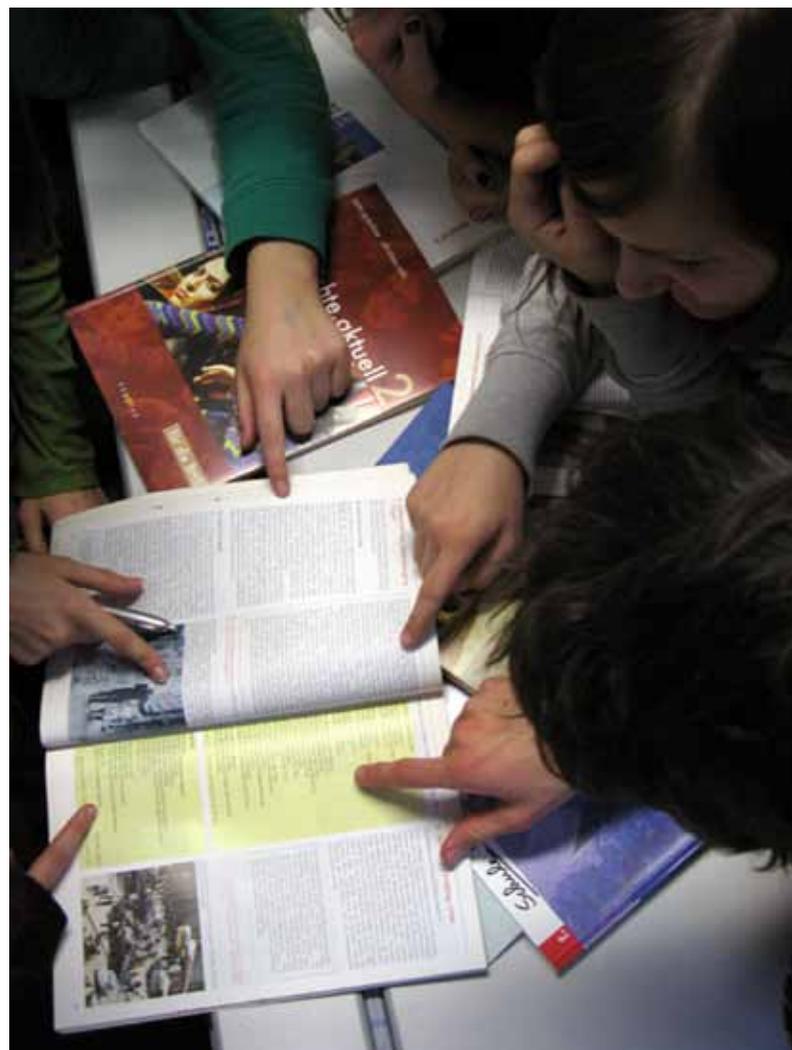
UNDURCHSICHTIG. Bevor ein Schulbuch tatsächlich in die Hände eines Schülers oder einer Schülerin gelangt, durchläuft es einen Prozess, der zwei bis drei Jahre dauert – weshalb jedes Schulbuch zwangsläufig veraltet ist. Zunächst erhalten AutorInnen (meistens in Teams) den Auftrag, ein Schulbuch zu schreiben. Ist das getan, wird es von GutachterInnen des Ministeriums auf Basis bestimmter Richtlinien überprüft. „Dabei spielen durchaus auch Anti-Diskriminierungsrichtlinien oder zum Beispiel Gender-Richtlinien eine Rolle“, erklärt Christa Markom. Trotz dieser Approbation gelangen aber viele Bücher auf die Schulbuchliste, die diskriminierende Inhalte haben. Zwar sind viele GutachterInnen sehr bemüht, dies zu vermeiden, allerdings fehlt teilweise auch Hintergrundwissen zu verschiedenen Diskriminierungsformen. Laut Herbert Pichler sind die MitarbeiterInnen des Ministeriums auch manchmal selbst Teil jener Teams, die Schulbücher verfassen. Außerdem haben einige der Verlage großes Interesse daran, dass ihre Bücher approbiert werden. „Sie üben einen enormen Druck auf das Ministerium aus“, erklärt Herbert Pichler.

LehrerInnen können sich zwar theoretisch aussuchen, welches Schulbuch sie verwenden wollen. In der Realität sieht das aber oft anders aus. „Der Griff zu einem altbekannten Buch ist häufig naheliegend“, sagt Christa Markom. Es kommt also durchaus vor, dass Schulbücher, die einseitige Darstellungen oder diskriminierende Repräsentationen und Stereotype beinhalten, als Unterrichtsmaterial fungieren. Laut einer Umfrage des Projekts „Migration(en) im Schulbuch“ verwenden 80 Prozent der LehrerInnen

Schulbücher, um ihren Unterricht zu strukturieren. Dieser wird durch die oft einseitige Aufbereitung von Themen in den Schulbüchern entsprechend beeinflusst.

REPRÄSENTATION VON MIGRATION. Am Beispiel der Darstellung von Migration beziehungsweise von MigrantInnen in Schulbüchern zeigt sich, wie Stereotype und Vorurteile reproduziert werden. „Eines unserer wichtigsten Ergebnisse war, dass Migrationsthemen in Schulbüchern noch immer hauptsächlich in einem Problemdiskurs abgehandelt werden“, sagt Christa Markom. Einerseits betrifft das die Positionierung des Themas, das in einem Schulbuch zum Beispiel in der Nähe des Themenkomplexes „Terrorismus“ angesiedelt war. Andererseits spielen Überschriften wie „Migration – eines der zentralen Probleme Europas“ hier eine Rolle. Auch darüber hinaus wird Migration meist in einem negativen Kontext dargestellt. „Dadurch entstehen keine positiven Identifikationsmöglichkeiten für SchülerInnen mit Migrationsbiographien“, erklärt Markom. Wird Migration ausnahmsweise nicht als Problem dargestellt, dann wird sie meist in einem Nützlichkeitsdiskurs behandelt, in dem wirtschaftliche Kosten-Nutzen-Fragen im Mittelpunkt stehen. Dass Migrationsgeschichten aus der Perspektive von MigrantInnen erzählt werden, kommt hingegen kaum vor.

Auch Begriffe werden im Kontext von Migration in Schulbüchern kaum umfassend erklärt. So fehlt beispielsweise eine Auseinandersetzung damit, welche Bedeutungen hinter dem Begriff „Integration“ stecken können, oder damit, warum eine Bezeichnung wie „ZigeunerIn“ beleidigend und abwertend ist. Und das, obwohl SchülerInnen großes Interesse daran haben, wie Begriffe verwendet werden und wie



sie Diskriminierungen in ihrer Sprache vermeiden können: „Natürlich interessiert mich das, ich brauch' das ja täglich“, meint ein Schüler einer BHS: „Wenn ich die Erklärungen dazu nicht in Schulbüchern finde, wo dann?“ Laut Christa Markom würden sich die SchülerInnen auch historische Ableitungen der Begriffe erwarten. Sie wollen wissen, aus welchem historischen Kontext ein Begriff kommt, um seine Verwendung in der Gegenwart zu verstehen. Als Teil der österreichischen Geschichte wird Migration aber ohnehin kaum dargestellt. Im Gegenteil: Schulbücher behandeln Migration meist als neueres Phänomen, das von der österreichischen Geschichte abzugrenzen ist. „Das führt dazu, dass SchülerInnen Migration nicht in die österreichische Wir-Konstruktion miteinbeziehen“, erklärt Christa Markom.

DIE MACHT DER BILDER. Diese Tendenzen spiegeln sich nicht nur in Texten wider. Auch in Bildern wird stark mit Klischees gearbeitet. Ein Aspekt, dem laut Herbert Pichler besondere Beachtung geschenkt werden sollte. Wenn es um Migration geht, sind in Schulbüchern häufig Bilder von Frauen mit Kopftüchern, mit denen meist die Türkei assoziiert wird, abgedruckt. „Warum ist es eigentlich so, dass wir mit ‚Ausländer‘ nur die Türken meinen?“, fragte deshalb eine Schülerin im Projekt „Migration(en) im Schulbuch“. Dass Deutsche die größte Migrationsgruppe in Österreich sind, wird durch diesen Fokus verschleiert.

Wenn es um Flucht und Asyl geht, werden wiederum meist AfrikanerInnen dargestellt, die in die „Festung Europa“ wollen. Sowohl auf Bildern, die AfrikanerInnen in überfüllten Booten zeigen, als auch in Texten. In einem Geographiebuch der Sekundarstufe 2 ist dazu Folgendes zu lesen: „Täglich stehen z.B. in Nordafrika tausende Menschen vor

den Toren Europas, um in eine bessere Welt zu gelangen. Bilder von Flüchtlingstragödien, z.B. von überfüllten Flüchtlingsschiffen, gelangen in unsere Medien. Auch wenn das überalterte Europa langfristig Einwanderer benötigt, kann es den globalen Migrationsdruck nicht entschärfen. Wird das Bevölkerungswachstum in der Dritten Welt nicht eingeschränkt und werden Arbeitslosigkeit und Hunger und Umweltprobleme nicht nachhaltig bekämpft, wird der Migrationsdruck weiter steigen.“

Problematisch ist das einerseits, weil Afrika durch derartige Darstellungen pauschal mit negativen Bildern verbunden wird. Andererseits wird innerafrikanische Migration nicht thematisiert. „Es wird so dargestellt, als würden alle Flüchtenden und Migrierenden nach Europa kommen, was ja überhaupt nicht der Fall ist“, erklärt Markom: „Wie Migrationsströme tatsächlich verlaufen, wird verschleiert.“

HANDLUNGSOPTIONEN. Selbst das schlechteste Schulbuch kann aber im Unterricht das beste Schulbuch werden, wenn die LehrerInnen gut damit umgehen, ergänzt Markom. Ob entsprechende Kompetenzen in der pädagogischen Ausbildung vermittelt werden, ist jedoch fraglich. Das kritische Hinterfragen der Schulbücher werde in der LehrerInnen-ausbildung kaum thematisiert. Es sei aber wichtig, einen machtkritischen Blick zu entwickeln, Begriffe zu kritisieren und Lehrmedien nicht als objektiv zu betrachten. Auch die Schulbücher selbst sollten laut Markom stärker dazu anregen, sich kritisch mit Begrifflichkeiten und Inhalten auseinanderzusetzen.

Für den Unterricht wäre es wichtig, mehr Diskussionsräume zu schaffen. Sinnvoll sei deshalb auch, verstärkt Vorträge, Ausstellungen oder Workshops und damit auch Leute von außerhalb der Schule in

den Unterricht zu integrieren. Dadurch bringe man neue Dynamiken in eine Klasse und schaffe ein Bewusstsein für verschiedene Themen wie Diskriminierung und Rassismus. Dabei können SchülerInnen abseits von Notendruck und Prüfungsangst lernen, sich ihre eigene Meinung zu bilden. „Durch das Projekt, Migration(en) im Schulbuch sind die SchülerInnen jetzt viel kritischer als zuvor“, berichtet auch Herbert Pichler.

Was die Schulbücher betrifft, sieht Christa Markom in der Multiperspektivität großes Potential. „Man sollte möglichst viele Sichtweisen auf ein Thema zeigen. Auch mit lebensgeschichtlichen Zugängen kann man da sehr gut arbeiten.“ Wenn es um Migration geht, hätten sie das Potential, die negativen Konnotationen in Frage zu stellen. Interviews wären zum Beispiel eine Möglichkeit, auch Raum für positive Migrationsgeschichten zu schaffen. Für Herbert Pichler ist vor allem die Positionierung des Schulbuchs im Unterricht wichtig: „Ich selbst verwende Schulbücher als Steinbruch, als eine Sammlung von Materialien, die man in bestimmten Unterrichtssequenzen gezielt verwenden kann.“

Zum Schluss betont Christa Markom auch, dass durchaus eine positive Entwicklung der Schulbücher zu beobachten ist. „Da hat sich in den letzten zehn, zwanzig Jahren sehr viel getan. Es gibt noch immer Probleme, das ist keine Frage. Aber das ist keineswegs eine statische Sache.“

Patricia Urban studiert Kultur- und Sozialanthropologie und Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien.

Studierendenvertretung à la Luxembourgeoise

Sie hat nur wenige aktive Mitglieder und die sind dazu noch über den Globus verstreut. Dennoch gelingt es der UNEL, tausende Studierende für Demonstrationen zu mobilisieren. Wir werfen einen Blick auf die luxemburgische Studierendenvertretung.

In einer Artikelserie wollen wir verschiedene Studierendenvertretungen, die neben der ÖH in der gemeinsamen europäischen Studierendenorganisation *European Student's Union* (ESU) vertreten sind, vorstellen. Wir fangen mit einem Land an, das bis vor zehn Jahren noch überhaupt keine Uni hatte: Luxemburg. Die Studierendenvertretung *Union Nationale des Étudiant-e-s du Luxembourg* (UNEL) ist dennoch schon beinahe ein Jahrhundert alt.

25. APRIL 2014, LUXEMBURG-STADT. 17.000 Studierende und Schüler_innen demonstrieren gegen die geplanten Kürzungen der Studienbeihilfe. Innerhalb weniger Wochen wurde in sozialen Netzwerken und in Schulen für den „Streik“ mobilisiert. Die Demonstration ist ein voller Erfolg, die pittoreske Altstadt Luxemburgs platzt aus allen Nähten. Aus dem ganzen Land sind Schüler_innen und Studierende angereist, um ihren Unmut gegen die Reform der Studienbeihilfen, die im Gesetz mit der Nummer 6670 beschlossen werden sollen, kundzutun. Sprüche wie „Dir soot kieren, mir soe stierzen“ (Ihr sagt kürzen, wir sagen stürzen) oder „Wem seng Bildung? – Eis Bildung!“ (Wessen Bildung – Unsere Bildung!) lassen erkennen, dass die Demonstrierenden von den *#unibrennt*-Protesten inspiriert wurden. Die ehemals großzügige Beihilfe, die fast alle Studierenden beziehen konnten, soll von der neuen sozialdemokratisch-liberal-grünen Regierung massiv gekürzt und in ein bürokratisches Ungetüm verwandelt werden. Es ist die erste Sparmaßnahme der Regierung, sie findet ausgerechnet im Bildungsbereich statt. Hinter den Protesten steht das „Streikkomitee 6670“, ein Zusammenschluss aus verschiedenen Studierenden- und Schüler_innenorganisationen. Eine der wichtigsten Organisationen in diesem Bündnis ist die UNEL, die nationale Union der luxemburgischen Studierenden.

EINZIGARTIGE SITUATION. „Unsere Situation ist einzigartig. Nur 20 Prozent der luxemburgischen Studierenden bleiben in ihrem Heimatland, alle anderen studieren im Ausland“, erklärt Pol Reuter, Präsident der UNEL. Er selbst studiert Politikwissenschaften in Nancy. „Wir kümmern uns aber nicht nur um Studierende aus Luxemburg, sondern auch um jene aus der Grenzregion. Außerdem vertreten wir die Rechte von

Schüler_innen in Luxemburg“, ergänzt Reuter. Viele Bewohner_innen der grenznahen Gebiete in Deutschland, Frankreich und Belgien pendeln jeden Tag nach Luxemburg, um dort zu arbeiten. Damit haben sie und ihre Kinder auch Anrecht auf luxemburgische Sozialhilfen, zum Beispiel auch Studienbeihilfen. Deswegen ist es der UNEL wichtig, auch deren Rechte zu vertreten: „Wenn wir über Studienbeihilfen reden, müssen wir auch über die Kinder der Pendler_innen reden. Ihre Eltern tragen zum Reichtum Luxemburgs bei, also sollten sie auch von den Beihilfen profitieren können!“, meint Reuter. Der EuGH hat der UNEL Recht gegeben: 2013 erklärte er die Regelung, dass die Kinder von Pendler_innen keine Studienbeihilfen erhalten, für rechtswidrig.

TURBULENTE GESCHICHTE. Die Universität Luxemburg ist erst zehn Jahre alt, die UNEL vertritt die Rechte der luxemburgischen Studierenden aber schon viel länger, wie Pol Reuter erzählt: „Wir wissen gar nicht, wie alt die UNEL wirklich ist, die ganzen Einträge im Vereinsregister sind verloren gegangen. Es müssen aber schon mehr als 90 Jahre sein.“ In den 1960ern erlebte die UNEL turbulente Zeiten: „Es gab Flügelkämpfe zwischen verschiedenen linken Gruppierungen wie Leninist_innen, Trotzkiist_innen und Sozialdemokrat_innen. Die UNEL war damals in verschiedene Ortsgruppen unterteilt, von denen sich einige abgespalteten und einen eigenen Verein gründeten, die ACEL.“ Die *Association des Cercles d'Étudiants Luxembourgeois* (ACEL) sei als Vertretung der Vereine luxemburgischer Studierender in Hochschulstädten aber seit jeher sehr unpolitisch und beschränke sich beinahe ausschließlich auf die Organisation von Partys. „Die UNEL war damals auch Teil der Friedensbewegung und hat es geschafft, dass die Wehrpflicht 1967 in Luxemburg abgeschafft wurde. In den 1980ern waren hingegen eher konservative Kräfte in der UNEL aktiv. Heute sind wir eine progressive Bewegung und arbeiten neben den Studierenden- und Schüler_innenrechten auch zu Themen wie Gender, Rassismus und Jugendarbeitslosigkeit“, fasst Reuter die Geschichte der Studierendenvertretung zusammen.

INTERNATIONAL VERNETZT. Die unpolitische

ACEL ist nicht in der ESU vertreten, dennoch ist die UNEL nicht die einzige luxemburgische Organisation dort: Die *Luxembourg University Students' Organization* (LUS) ist als eigene Vertretung der Studierenden der Universität Luxemburg seit einigen Jahren ebenfalls Mitglied in der europäischen Studierendenorganisation. „In den letzten Jahren ist die LUS merklich weniger aktiv. Wir sind oft gleicher Meinung und stimmen in der ESU auch in den meisten Fällen gleich ab“, so Reuter, der auch im Rahmen des Streikkomitees mit Aktivist_innen der LUS zusammengearbeitet hat.

Eine Vertretung zu organisieren, deren Mitglieder in ganz Europa und der halben Welt verstreut sind, ist keine leichte Aufgabe. „Wir sehen uns vielleicht vier Mal im Jahr. In den Weihnachtsferien organisieren wir unseren Kongress, auf dem die Vorstandsmitglieder gewählt werden. Auf dem Papier sind das neun Leute, in Wirklichkeit können aber alle kommen, die interessiert sind, die UNEL aktiv mitzugestalten“, erklärt Pol Reuter. Die Kommunikation zwischen den rund 20 aktiven Mitgliedern läuft vor allem online ab, in sozialen Netzwerken oder per *Skype* werden die nächsten Kampagnen geplant. Je nach Thema verwendet die UNEL verschiedene Taktiken, um ihr Ziel zu erreichen: „Wir fangen meist mit Unterredungen mit Politiker_innen an. Wenn solche Verhandlungen zu nichts führen, beginnen wir mit Protesten oder anderen Aktionsformen“, so Reuter.

Bisher haben jedoch weder die Proteste noch Verhandlungen die Kürzung der Studienbeihilfen kippen können. Nun soll eine selbst durchgeführte Studie, in der erstmals die Lebenshaltungskosten luxemburgischer Studierender erfasst wurden, Argumente liefern, um den Gesetzesvorschlag doch noch in ihrem Sinne zu ändern.

Linktipps:

- <http://www.unel.lu>
- <http://www.streik.lu>

Joël Adami studiert Umwelt- und Bioressourcenmanagement an der Universität für Bodenkultur Wien.

progress

zu Hause lesen



GRATIS

EINFACH BESTELLEN

Zwischen den Stühlen

Nicht alle Studierenden, die ein Doktoratsstudium beginnen, können es auch (fristgerecht) beenden. Verantwortlich dafür sind strukturelle Probleme, die oft ignoriert werden.

Ein Doktoratsstudium wird von Politik und Medien gerne als Ausdruck österreichischer Titelgeilheit dargestellt. Die Gründe dafür, eine Dissertation zu schreiben, sind aber meist ganz andere: der Wunsch nach mehr Wissen und dem Einstieg in eine akademische Karriere. Etwa 8,6 Prozent aller österreichischen Studierenden haben im Jahr 2011 im Doktorat studiert – das sind etwa 26.000 Personen. Sie sind durchschnittlich 33,9 Jahre alt, 53 Prozent davon sind Männer, ein Viertel der DoktorandInnen hat bereits Kinder – und oft haben sie andere Bedürfnisse und Probleme, als Studierende im Bachelor, Master oder Diplom. Ein Grund dafür ist ihr Schwebestadium: mit einem Fuß noch Student_in, mit dem anderen Fuß schon in der wissenschaftlichen Karriere.

VON ANFANG AN PROBLEME. Bereits der Einstieg ins Doktorat stellt oft die erste Hürde dar. Nicht überall kann man sich ohne die Zustimmung einer Betreuungsperson inskribieren. Betreuen darf aber nur, wer selbst habilitiert ist, was die Auswahl an fachlich in Frage kommenden Personen stark einschränkt. Zwar dürfen habilitierte Personen aus ganz Österreich und dem Ausland angefragt werden, eine persönliche Betreuung vor Ort ist in solchen Fällen aber kaum möglich. Die Betreuungsperson sollte im Idealfall außerdem jemand sein, den der_die Student_in schon kennt, da eine gute Vertrauensbeziehung im Doktorat notwendig ist.

In technischen oder naturwissenschaftlichen Studienrichtungen ist sogar ein – oftmals durch Drittmittel – finanzierter Forschungsplatz Voraussetzung, um ein Doktorat beginnen zu können, da sonst die für die Forschung notwendigen Ressourcen nicht gegeben sind.

Auch das Doktorat wurde im Zuge der Bologna-reform „modernisiert“, was beispielsweise die Uni Wien dazu genutzt hat, um im „Doktorat neu“ eine „fakultätsöffentliche Präsentation“ (FÖP) des eigenen Forschungsexposés innerhalb des ersten Jahres einzuführen. Vor der Präsentation dürfen offiziell keine Lehrveranstaltungen besucht werden, was jedoch für den Bezug der Studienbeihilfe notwendig wäre. Der weitere Bezug ist nur durch eine Ausnahmeregelung gewährleistet. Dabei bezieht ohnehin nur ein Prozent der Doktoratsstudierenden klassische Studienbeihilfe, ein etwas größerer Anteil erhält Selbsterhalterstipendien.

UNIVERSITÄRER HINDERNISLAUF. Viele Vorteile für Studierende – Familienbeihilfe, vergünstigte Tickets für öffentliche Verkehrsmittel, Ermäßigungen – haben ein Alterslimit, das viele Doktoratsstudis übersteigen. Dazu kommen oft auch veränderte Lebensumstände, wie Kinder und Familie. Tobias*, der während seines Doktorats Vater wurde, klagt über die unsichere Lage und die wenige Zeit, die er für seine Familie gefunden hat: „Besonders schwierig war das ab dem ersten Baby zu vereinbaren – also musste ich noch mehr nachts arbeiten, da man als moderner Papa ja auch Zeit mit dem Kind verbringen will. Meine Anstellungen am Institut waren leider stets mit Befristungen von drei Monaten bis maximal einem Jahr verbunden. Sie wurden dann immer erst recht kurzfristig verlängert, was eine blöde Situation war, insbesondere wenn man dann schon eine Familie und damit Verpflichtungen hat.“

Studierende, die nicht ins Konzept einer weißen, gesunden, männlichen Uni passen, verschwinden im Doktorat zunehmend. Für Studierende mit besonderen Bedürfnissen gibt es wenige Angebote zur Unterstützung. Auch die Diskriminierung von Studierenden aus „Drittstaaten“ verschärft sich, da sie für die Zeit zwischen Diplom und Doktorat eine Anstellung nachweisen müssen, um zum Doktoratsstudium zugelassen zu werden. Wer extra fürs Doktorat nach Österreich kommt, muss die komplizierte Anrechnung ausländischer Abschlüsse bestehen. Der ständige Kampf um Aufenthaltstitel und Visa kommt noch erschwerend hinzu. Ein Studierender aus Südasien musste über ein halbes Jahr Behördenläufe absolvieren, bis er seine Familie nach Österreich bringen konnte: „Meine Konzentration war in dieser Zeit schwer beeinträchtigt, da ich meine Familie so vermisst habe.“ Dazu kommt oft eine Eingewöhnungsphase in Österreich, sowohl das alltägliche Leben, als auch den universitären Habitus betreffend.

Im Fall einer erfolgreichen Zulassung können Unis für Studierende, die ihr Vorstudium nicht an derselben Uni absolviert haben, Zusatzleistungen vorschreiben. Dies betrifft vor allem Studierende mit ausländischen Hochschulabschlüssen und auch solche, die innerhalb von Österreich die Uni wechseln. Denn für die Anrechnung bereits erbrachter Studienleistungen gibt es keine einheitliche Regelung, die einzelnen Fakultäten beziehungsweise Institute dürfen selbst entscheiden. Einzig der Wechsel zwischen spezifischen Fachhochschulstudien zu spezifischen Doktoratsstudien an Unis ist geregelt. Hier fällt

allerdings der Unterschied zwischen FHs und Unis besonders ins Gewicht. Ein solcher Wechsel macht eine zeitaufwendige Neuorientierung notwendig, da der Studienalltag an Unis und Fachhochschulen sehr unterschiedlich sein kann. Und das meistens alles, ohne überhaupt zu forschen, an der Dissertation zu schreiben oder die Arbeit zu finanzieren.

Ein großer Teil der Doktoratsstudierenden finanziert die eigene Forschungsarbeit entweder privat oder über Drittmittel, abhängig von Studienrichtung und Hochschulstandort. An vielen Universitäten gibt es bezahlte Prä-Doc-Stellen, die allerdings nicht Vollzeit für das Doktorat genutzt werden können, sondern weitere Verpflichtungen beinhalten. Besonders an künstlerischen Unis gibt es praktisch keine bezahlten Doktoratsprogramme.

ARBEITSPLATZ UNIVERSITÄT? Nur 27 Prozent der Doktoratsstudierenden können die eigene Uni als ihren Arbeitsplatz bezeichnen. Hier gibt es starke strukturelle Unterschiede zwischen den Wissenschaftsdisziplinen: Bezahlte Doktorate gibt es vor allem im Bereich der Technik und Naturwissenschaften, während sich in den Geistes-, Sozial-, Kultur- und auch Rechtswissenschaften zwischen 76 und 90 Prozent der Doktoratsstudierenden selbst finanzieren müssen. Wer eine Anstellung an der Uni hat, hat zwar temporär eine Finanzierung, die aber oft nur einen Teil des Doktorats abdeckt. Universitäten benutzen auch bei Doktoratsstudierenden beziehungsweise Assistenzstellen gerne Kettenverträge, die auf wenige Jahre befristet und nicht verlängerbar sind.

Oft muss neben der Forschungsarbeit für die eigene Dissertation auch noch für die Betreuungsperson mitgeforscht werden, vor allem bei Laborarbeit in technischen und naturwissenschaftlichen Studienrichtungen. Zusätzlich geht mit vielen Assistenzstellen auch eine Lehrverpflichtung einher. Damit können DoktorandInnen zwar durchaus wertvolle Erfahrungen im Bereich der universitären Lehre sammeln, die Lehre stellt aber auch eine beträchtliche Zusatzbelastung dar, wenn keine geeigneten Rahmenbedingungen geschaffen werden. Gleichzeitig gibt es auch Institute, an denen Menschen ohne abgeschlossenes Doktorat überhaupt nicht unterrichten dürfen und so keine Erfahrungen in diesem Bereich sammeln können.

Studierende ohne fixen Arbeitsplatz an der Uni müssen sich nicht nur größtenteils selbst finanzieren, sie arbeiten in der Regel auch in Berufen, die nicht mit



Fotos: Linnëa Jänen

ihrem Studienfeld zusammenhängen. Sie nehmen das in Kauf, um ein Doktoratsstudium betreiben zu können, das verlängert aber meist die Dauer des Studiums. Hinzu kommt die große Diskrepanz zwischen Studierenden, die durch ihre Assistenzstelle bereits an der Uni Fuß fassen können und jenen, die ohne Anstellung strukturell von Teilen des Universitätsbetriebs ausgeschlossen sind. Sie beklagen oftmals, dass sie sich an der Uni unsichtbar fühlen.

DOKTORMUTTER, DOKTORVATER? Einen Vorteil eines Arbeitsplatzes an der Uni scheint die räumliche Nähe zur Betreuungsperson darzustellen. Allerdings trägt auch hier der Schein: Es gibt Professor_innen, die ihre Doktoratsstudierenden zwar für sich arbeiten lassen, aber ihnen keinen Raum für und auch kein Feedback auf ihre eigene Arbeit geben. Dabei sollte das Verhältnis zur Betreuungsperson im Doktorat intensiver als im bisherigen Studium sein. Die Betreuungsperson soll nicht nur Feedback auf die wissenschaftliche Arbeit geben, sondern auch dabei helfen, sich im wissenschaftlichen Betrieb zu etablieren. Diese Nähe führt allerdings auch zu einem Abhängigkeitsverhältnis, denn Doktoratsstudierende sind unmittelbar auf ihre Betreuungspersonen angewiesen. Daraus kann eine Reihe von Problemen erwachsen, beginnend bei mangelnder Betreuung und Meinungsverschiedenheiten, bis hin zum Studienwechsel oder -abbruch. Etwa im Falle von Boris*, der die Korruption seiner Betreuungsperson – etwa

als Forschungsreisen getarnte Familienurlaube und Vetternwirtschaft bei der Besetzung von Stellen – nicht weiter hinnehmen wollte und daraufhin massiv gemobbt wurde. „Schließlich habe ich komplett von vorne ein Doktorat an einer anderen Uni begonnen.“ Wie oft solche Situationen vorkommen, ist nicht bekannt, da keine Zahlen erhoben werden. Das gilt ebenso für Übergriffe im Rahmen der Betreuung oder in Forschungsgruppen, von denen vor allem Frauen betroffen sind. Oft werden solche Übergriffe aus Angst vor Konsequenzen nicht gemeldet, denn niemand möchte als „Netzbeschmutzer_in“ gelten und sich so selbst den Zugang zu einer akademischen Karriere verbauen.

Wer kümmert sich um die Sorgen von Doktoratsstudierenden? Die Vertretungsarbeit im Rahmen einer Studienvertretung fällt vielen schwer, die ohnehin bereits mehr als 40 Stunden an der Uni verbringen oder ihr Studium durch Jobs selbst finanzieren müssen. Oft sind Zuständigkeiten auch unklar, weil Doktoratsstudierende einen unklaren Status – zwischen jenem von Studierenden und jenem des wissenschaftlichen Nachwuchses – innehaben. Um ihre Lage zu verbessern, bräuchte es zunächst unabhängige Beratung beim Übergang vom Grundstudium zum Doktorat, um über offizielle und inoffizielle Voraussetzungen und Anforderungen des Doktorats aufzuklären. Um die Mehrfachbelastung abzuschwächen, benötigen mehr Studierende ausreichende finanzielle

Unterstützung in der Form von vollwertigen Stipendien oder festen Anstellungen an der Universität. Vor allem für benachteiligte Gruppen fehlen diese. Aber auch kleinere Verbesserungen wie universitätsinterne E-Mail-Adressen und ein umfassenderer Zugang zur Bibliothek könnten helfen, Studierende ohne Anstellung besser in die Uni einzubinden. Zwar wird wissenschaftliche Arbeit damit noch kein normaler 40-Stunden-Job, aber so könnten mehr Doktoratsstudierende tun, was sie sich von ganzem Herzen wünschen: einfach forschen können.

**In den Artikel sind die persönlichen Erfahrungsberichte von über 20 Doktoratsstudierenden von neun öffentlichen Universitäten in ganz Österreich eingeflossen. Ihre Angaben wurden anonymisiert, um sicher zu stellen, dass sie für ihre Berichte keine Konsequenzen in ihren Betreuungsverhältnissen fürchten müssen. Alle Statistiken aus: Studierende im Doktorat. Zusatzbericht der Studierenden-Sozialerhebung 2011*

Magdalena Hangel studiert Germanistik, Geschichte und Gender Studies an der Universität Wien und arbeitet zurzeit an ihrer Doktorinnenarbeit im Bereich der Literaturwissenschaft.

Auf progress-online.at ist auch ein Interview zum Thema „Studierendenvertretung im Doktorat“ erschienen.

Was ist dein Lieblingssport?



Joggen ist meine liebste Sportart. Es ist einfach, unkompliziert und du kannst praktisch immer und überall laufen: egal ob tagsüber oder abends, wo auch immer, ob im Urlaub, im Prater, auf der Straße, im Belvedere-Garten. Einfach Schuhe anziehen und los geht's. Als Belohnung hast du später den Kopf frei!

Paulo, 28, Sozioökonomie, WU Wien



Ich gehe sehr gerne im Augarten joggen. Dabei kann ich meinen Kopf von allen lästigen Gedanken befreien und danach entspannen. Der Augarten ist dafür mit seinen vielen Bäumen, Sträuchern und Grünflächen hervorragend geeignet. Für mich als Landkind, ist es ein Stück Natur und Heimat mitten in der Stadt.

Thomas, 27, Agrarwissenschaften, BOKU



Umfrage und Fotos: Alexander Götter

Fußball, weil das Glücksgefühl nach 90 Minuten auf dem Platz einfach unbezahlbar ist. Reiten, da ich im Zusammenspiel mit dem Pferd erst mein Gleichgewicht finden muss. Und Klettern, weil ich dabei lerne, wie man mit Taktik viel Energie einsparen kann und wo meine Grenzen liegen.

Johanna, 21, Biologie, Uni Wien



Mein Lieblingssport ist Laufen. Im Wald ist es am besten, da kann man seinen Kopf ordentlich durchlüften. In Wien sind der Augarten und der Donaukanal meine Lieblingslaufgebiete.

Philipp, 24, Volkswirtschaftslehre und Internationale Entwicklung, Uni Wien



Mein Lieblingssport ist das Laufen. Es ist ein Ausgleich zu meinem recht vollgepackten Terminkalender. Ich versuche am Wochenende im Grünen (beispielsweise in Schönbrunn) zu joggen, sonst einfach um den Block.

Erza, 22, Volkswirtschaftslehre, WU Wien

Service, das hilft!

Novelle der Studienbeihilfe

Die ÖH-Bundesvertretung konnte einige Verbesserungen bei der Studienförderung erreichen. Die kürzlich beschlossenen Änderungen im Studienförderungsgesetz bringen einige Erleichterungen. Die Einkommensgrenze beim Bezug der Studienbeihilfe wurde von 8.000 Euro auf 10.000 Euro pro Jahr erhöht. Die zumutbare Unterhaltsleistung der Eltern oder des Partner_in wurde ebenfalls geändert. Gute Nachrichten gibt es auch für Studierende mit Kind(ern): Die

Zuschläge wurden von 60 Euro auf 100 Euro monatlich erhöht. Die wesentlichsten Veränderungen in der Studienförderung findest du auch online unter: www.oeh.ac.at/#/studfg/

Bei Fragen kannst du dich jederzeit an das Referat für Sozialpolitik (sozial@oeh.ac.at, Tel: +43/ 1/ 310 88 80 - 40) wenden.

(SR)

Petition für faire Arbeitsbedingungen

In einer Online-Petition fordert die ÖH-Bundesvertretung faire Arbeitsbedingungen für sogenannte Drittstaatenangehörige. Etwa 25.000 Menschen aus Nicht-EU-Staaten studieren in Österreich. Viele von ihnen müssen doppelte Studiengebühren zahlen und einen hohen vierstelligen Betrag am Konto nachweisen. Kritisch ist dies auch, weil diese Studierende nur geringfügig 10 Stunden in der

Woche angestellt sein dürfen. Die ÖH fordert daher eine Lockerung der gesetzlichen Regelungen und eine Arbeitserlaubnis für ausländische Studierende, damit diese sich ihr Leben und Studium zukünftig selbst leisten können. Die Petition findet sich unter <http://j.mp/oehpetition>

(JA)

INN POLITIK





Wem gehört die Sonne?

Die rechtskonservative Regierung in Madrid hat die Nutzung von Sonnenenergie für den Eigenbedarf unmöglich gemacht. Ein Präzedenzfall, der in anderen EU-Staaten bereits NachahmerInnen findet – zu Lasten der KonsumentInnen.

KritikerInnen nennen sie „Sonnensteuer“ oder „Sonnenmaut“. Und unter dem Motto *#DeSOLbediencia*, ein Wortspiel, zusammengesetzt aus den spanischen Wörtern für „zivilen Ungehorsam“ (*desobediencia*) und Sonne (*sol*), wird der Widerstand der Bevölkerung gegen ein Quasi-Verbot der Nutzung von Solarenergie für den Eigenbedarf in Spanien zuletzt deutlich forciert. Privathaushalten wurde mit der jüngsten Reform der rechtskonservativen Regierung unter Ministerpräsident Mariano Rajoy praktisch verunmöglicht, Strom aus Fotovoltaik-Anlagen auf ihren eigenen Dächern, Balkonen oder in ihren Gärten zu nutzen. Wer seine Paneele zur Erzeugung von Ökostrom pflichtgemäß ans Netz anschließt, dem wird seit der Reform mit eklatant höheren Stromrechnungen gedankt, was die Nutzung, zumindest finanziell, absurd macht. Jenen, die ihre Paneele nicht ans Stromnetz anschließen und behördlich melden, drohen drakonische Strafen von bis zu einer Million Euro und in bestimmten Fällen sogar bis zu 60 Millionen Euro.

Offizielles Ziel der Reform sei, „die Energiewende zu beschleunigen“ und die Subventionskosten zu senken, wie man im Energieministerium in Madrid betont. Klima- und UmweltschützerInnen warnen hingegen vor gegenteiligen Effekten und einer deutlichen Verzögerung in puncto Umstieg auf erneuerbare Quellen. Tatsächlich wird Sonnenenergie nämlich unrentabel für die KleinstproduzentInnen und für KonsumentInnen exorbitant teurer. Tausende SpanierInnen haben bereits begonnen, ihre Paneele abzumontieren und zu entsorgen.

GAS, ÖL UND URAN. Es mag hochgradig paradox erscheinen, dass gerade im sonnigen Spanien die ohnehin von Krisen geplagten BürgerInnen um ein augenscheinliches Allgemeingut, die Sonne, gebracht werden. Daran zeigt sich jedoch deutlich, in welche Richtung die Energiepolitik der Konservativen steuert. In die Sondierung neuer Erdöl- und Erdgasvorkommen vor den Balearen und den Kanaren wird massiv investiert und der von der sozialdemokratischen PSOE anberaumte Ausstieg aus der Atomenergie immer weiter aufgeschoben. Auch das AKW Santa María de Garoña bei Burgos, baugleich mit dem in Japan havarierten Fukushima-Reaktor und seit 1971 in Betrieb, soll noch viele Jahre Strom liefern.

„KleinstherzeugerInnen werden von der Regierung behandelt, als hätten sie ein AKW am Dach“, kritisiert Mario Sánchez-Herrero, Mitinitiator der *#DeSOLbediencia*-Kampagne. Der Soziologe und Politikwissenschaftler betont, dass eine Forcierung der Produktion nachhaltiger Energie über Selbstversorgung und die Einspeisung der dabei anfallenden Überschüsse jedoch der einzige Weg wäre, um die Preise für die EndverbraucherInnen zu senken. Stattdessen sind die Energiepreise seit 2007 um etwa 70 Prozent gestiegen. Die spanischen Energiekonzerne schwelgen derweil in satten Gewinnen von sieben bis acht Milliarden Euro jährlich, und rangieren selbst angesichts eines krisenbedingt eingebrochenen Verbrauchs im Spitzenfeld der EU-Stromerzeuger.

TODESSTOSS FÜR KMUS. Klagen gegen das neue Gesetz wurden längst vorbereitet und auch eingereicht, unter anderem von kleinen und mittleren Unternehmen (KMUs), die es in den Konkurs getrieben hat. Auch Klagen vor EU-Gerichten sind angedacht. Denn sollte Madrid damit durchkommen, drohen auch in anderen EU-Staaten solche Szenarien: Die einst großzügig durch die öffentliche Hand geförderten Anlagen, die den BesitzerInnen über Einspeisevergütungen überdies monatlich eine kleine Gutschrift auf der Stromrechnung brachten, müssen nun auf eigene Kosten abmontiert werden. Spaniens Nachbar Portugal bereitet bereits ein vergleichbares Gesetz vor, mehr und mehr Unternehmen ziehen sich deshalb aus dem Geschäftsfeld zurück.

Einmal mehr zeigt sich durch die umstrittene spanische Reform auch, wie nahe sich Energiekonzerne und Politik stehen. Ein Blick in die Aufsichtsräte der Energiegiganten zeigt deutlich, dass diese zu einem Großteil mit Ex-PolitikerInnen besetzt sind: Der sozialistische Ex-Premier Felipe González ist bei *Gas Natural* tätig, der konservative Ex-Premier José María Aznar bei *Endesa*, Javier Solana bei *Acciona*, um nur die wichtigsten zu nennen. Bereits jetzt kursieren im Internet „Wetten“, wo Energie- und Industrieminister José Manuel Soria (PP) nach seiner Politikkarriere landen wird. Der Ibero-Erdölgigant *Repsol* führt derweil im Wettranking.

„ENERGIEWENDE GEGEN DIE WAND“. Auch in Deutschland wurde gerade beschlossen, die Steuerlast für Eigenheim-Solaranlagen zu erhöhen. Zukünftig werden auch Privathaushalte, die mit Sonnenenergie Strom für den Eigenbedarf produzieren, mit der sogenannten EEG-Umlage (Erneuerbare-Energien-Gesetz) von 40 Prozent belastet. Rentabel wären solche Anlagen somit nicht mehr, sind sich ExpertInnen einig. „Hier droht der größte Rückschritt seit Beginn des Klimaschutzes in Deutschland. Wer Klimaschützer derart bestraft, wird die Energiewende gegen die Wand fahren“, warnte etwa Carsten Körnig, Hauptgeschäftsführer des *Bundesverbandes Solarwirtschaft e.V.* in der FAZ. Er kritisierte zudem, dass Förderkürzungen für Fotovoltaik in Deutschland längst die Nachfrage nach solchen Anlagen für Eigenheime einknicken haben lassen.

In Österreich formierte sich im Frühjahr bereits seitens der *Grünen* Widerstand gegen die Besteuerung von Solaranlagen ab 5.000 Kilowattstunden Jahresverbrauch, die seit dem Vorjahr zu entrichten ist. *Die Grünen* fordern eine Befreiung von so kleinen Anlagen, die in etwa den Strom erzeugen, den ein Vier-Personen-Haushalt in einem Jahr verbraucht. Wie schwer es in Österreich ist, eine Mini-Solaranlage zu montieren beschreibt beispielsweise Simon Niederkircher auf seinem lesenswerten Solar-Zwerg-Blog (siehe Webtipps).

Eine Selbstversorgung der BürgerInnen mit erneuerbaren Energien ist in der EU seitens der regierenden Großparteien mit ihrem Naheverhältnis zu Energiekonzernen nicht gewünscht, wenn nicht sogar gefürchtet. Um sie trotzdem zu verwirklichen, bedarf es einer raschen, weitreichenden Mobilisierung der EU-Bevölkerung, unterstreicht Sánchez-Herrero: „Wir müssen dieses Stück Freiheit erkämpfen!“ Nur so sei eine wahre Energiewende möglich: „Nachhaltig, sauber, grün und vor allem mit und in den Händen der BürgerInnen.“

Webtipps:
<http://desolbediencia.org/>
<http://www.ecooo.es/>
<http://solarzweig.wordpress.com/>

Jan Marot arbeitet als freier Journalist in Granada.

Ohne Papiere, ohne Rechte?

Fotos: Johanna Rauch

In Wien eröffnet mit UNDOK eine neue gewerkschaftliche Anlaufstelle. Zielgruppe sind jene, die undokumentiert arbeiten und dabei oft ausgebeutet werden.

Wochenlang hat Zoheir S. undokumentiert am Bau gearbeitet. Dann blieb ihm sein Arbeitgeber seinen Lohn schuldig. Eine prekäre Situation, trotzdem hat Zoheir S. für sein Recht gekämpft. Bei der offiziellen Eröffnung von UNDOK – *Anlaufstelle zur gewerkschaftlichen Unterstützung UNDOK-undokumentierter Arbeitender* – Anfang Juni im ÖGB-Haus berichtete der ehemalige Asylwerber vor 150 Gästen über seine Erfahrungen.

Als „undokumentierte Arbeit“ wird die Lohnarbeit von Migrant_innen bezeichnet, die über kein Aufenthaltsrecht verfügen oder aufgrund ihres Aufenthaltstitels keinen oder nur beschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt haben. Im Alltag wird dies oft als „Schwarzarbeit“ bezeichnet.

Undokumentierte Arbeit ist häufig unsicher, schlecht bezahlt und gefährlich. Denn Arbeitgeber_innen nutzen die prekäre Situation von Betroffenen immer wieder aus, erpressen sie, beuten sie aus, zahlen Löhne zu spät oder gar nicht und umgehen damit arbeitsrechtliche Standards. Hinzu kommt, dass undokumentiert Arbeitende oftmals nicht über ihre Rechte Bescheid wissen und von Abschiebung bedroht sind.

BINDEGLIED ZWISCHEN ARBEITS- UND FREMDENRECHT. Deswegen lautet das Motto von UNDOK „Arbeit ohne Papiere, aber nicht ohne Rechte!“. Die Botschaft ist klar: Undokumentiert Arbeitende haben Rechte und sollen für diese kämpfen, sie haben beispielsweise Anspruch auf Krankenversicherung und auf eine adäquate Entlohnung. Bestehende Beratungsangebote seien aber oftmals nicht niederschwellig genug. Mit kostenlosen, mehrsprachigen Informationen will UNDOK dem endlich etwas entgegensetzen. „Wir wollen ein Bindeglied zwischen Arbeits- und Aufenthaltsrecht schaffen“, erklärt Karin Jović. Die Mitwirkenden sind sich bewusst, dass ein unsicherer Aufenthaltsstatus allerdings eine Hürde sein kann, sich an Stellen wie UNDOK zu richten. Durch die enge Zusammenarbeit mit antirassistischen Initiativen und NGOs erhofft man sich Know-how im Bereich Fremdenrecht. Außerdem können Betroffene unverbindliche Anfragen per Telefon stellen. Eventuelle Risiken bei rechtlichen Schritten sollen gemeinsam mit den Betroffenen abgeklärt werden. Die Entscheidung, wie es in ihrem konkreten Fall weitergehen soll, treffen die Betroffenen immer selbst.

WANTED: SELBSTORGANISATION. So wichtig die individuelle Betreuung ist, für UNDOK ist gleichzeitig klar, dass der Kampf um Arbeitsrechte nicht vor den Türen des Beratungsbüros aufhört. „Das langfristige Ziel ist eine Selbstorganisation und Vernetzung der undokumentiert arbeitenden Kolleginnen und Kollegen“, so Sandra Stern, die als basisgewerkschaftliche und antirassistische Aktivistin bei UNDOK tätig ist. „Allein durch Einzelklagen ändert sich nichts an der systematischen Überausbeutung von undokumentiert Arbeitenden.“ Seit 2011 schmiedet der UNDOK-Arbeitskreis Bündnisse mit politischen Akteur_innen aus unterschiedlichsten Bereichen und treibt eine Verankerung des Themas in den Gewerkschaften voran. Neben diesen machen sich nun auch Interessensvertretungen wie die ÖH oder die *Arbeiterkammer Wien*, NGOs, migrantische Selbstorganisationen und antirassistische Aktivist_innen für die Rechte undokumentiert Arbeitender stark. Vorbilder fand man in verschiedenen europäischen Ländern, in Österreich fehlte ein solches Projekt bisher gänzlich.

Dabei ist die Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit zur Verbesserung der Situation von undokumentiert Beschäftigten dringend notwendig. Noch immer haben Gewerkschaften das Thema „Arbeit ohne Papiere“ nicht auf ihrer Agenda oder arbeiten sogar oft gegen die Interessen von Migrant_innen, wenn sie herrschende Migrationsregime und -gesetze unterstützen. Nationalistische Gewerkschaftspolitik verschleierte, dass eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen einzelner Gruppen eine Schwächung der Anliegen aller unselbstständig Beschäftigten bedeutet. Die UNDOK-Anlaufstelle macht deshalb auf Spaltungen in der Arbeitnehmer_innenschaft aufmerksam und will das Thema undokumentierte Arbeit gesellschaftlich sichtbar machen, ganz nach dem Motto: Undokumentierte Arbeit geht uns alle etwas an – ob mit oder ohne Papiere.

DOKUMENTIERTER LOHNBETRUG. Auch zahlreiche Studierende leisten in Österreich undokumentierte Arbeit. Mit der Verdoppelung der Studiengebühren für Nicht-EU-Bürger_innen haben sie hautnah die Folgen diskriminierender Politik erlebt. Am Arbeitsmarkt ist es nicht wesentlich anders – auch hier sind Studierende aus „Drittstaaten“ massiven Beschränkungen ausgesetzt. Zwar verfügen Studierende während ihres Studiums über

eine Aufenthaltsbewilligung und sind dahingehend abgesichert, allerdings können sich viele mit dem bewilligten Beschäftigungsausmaß (zum Beispiel zehn Stunden pro Woche) ihr Leben nicht finanzieren und müssen somit darüber hinaus undokumentierter Lohnarbeit nachgehen. Ähnlich gestaltet sich die Situation von Asylwerber_innen: Sie verfügen während des Asylverfahrens zwar über ein zeitweiliges Aufenthaltsrecht, dürfen aber nur mit einer Beschäftigungsbewilligung, vor allem in der Saisonarbeit, legal arbeiten. Den meisten Asylwerber_innen bleibt die Möglichkeit, regulär zu arbeiten, somit versperrt.

So ging es auch Zoheir S., der über einen Freund mit UNDOK und der Gewerkschaft in Kontakt gekommen ist. Gemeinsam sollte der ausstehende Lohn erkämpft werden. Die betroffene Sub-Firma von *Porr* meldete allerdings Konkurs an und bestritt, dass Zoheir S. jemals für sie gearbeitet hätte. Eine außergerichtliche Einigung brachte Zoheir S. schließlich den kollektivvertraglich festgelegten Mindestlohn plus die ihm zustehenden Zuschläge.

In der Vergangenheit setzten österreichische Gewerkschaften bei Fällen wie diesem vor allem auf die Bestrafung von Arbeitgeber_innen. Razzien und Behördenkontrollen sind jedoch nicht immer im Sinne der Beschäftigten, besonders wenn deren Aufenthaltsstatus unsicher ist und ihnen die Abschiebung droht. UNDOK will daher den Fokus auf die Betroffenen und ihre Rechte legen. Dem steht nach der erfolgreichen Eröffnung der UNDOK-Anlaufstelle nicht mehr viel im Weg. Für Sandra Stern ist klar: „Als Gewerkschaft wollen wir nicht vor Konflikten zurückschrecken, sondern diese austragen!“

ÖGB (Catamaran): Lift D, 1. Stock, Raum 1913
Johann-Böhm-Platz 1, 1020 Wien

Öffnungszeiten:
Montag, 9.00 Uhr – 12.00 Uhr
Mittwoch, 15.00 Uhr – 18.00 Uhr
Termine jenseits der Öffnungszeiten sind nach Vereinbarung möglich.

Tel.: +43/1/534 44 -39040
office@undok.at – www.undok.at

Sonja Luksik studiert Politikwissenschaft an der Uni Wien.

Raus aus der Szene

Junge Männer stoßen meist nach Gewalterfahrungen oder wegen familiären Problemen zur Neonazi-Szene. Hilfe, wieder auszusteigen, bekommen sie in Österreich keine.

Die eine schreibt gerade an ihrer Dissertation in Soziologie. Der andere wurde bei einer Schlägerei, bei der er „Heil Hitler“ brüllte, verhaftet. Zusammen sitzen sie im selben Uni-Kurs. In der Pause wird gequatscht, später geht es noch gemeinsam auf ein Bier. Es ist ein Experiment, das auch schiefgehen hätte können. Doch eines war der Sozialarbeiterin und Professorin für Gesellschaftspolitik an der Uni Linz Irene Dyk-Ploss klar, als sie von einer befreundeten Staatsanwältin gefragt wurde, ob sie eine Idee hätte, was man mit jungen Neonazis machen könnte, um sie in Zukunft von der Szene fern zu halten: „Wenn man mit diesen Jugendlichen wirklich arbeiten will, kann man das nicht als 50-jähriger Professor machen, sondern nur mit Gleichaltrigen.“

65 Jugendliche betreute sie zusammen mit Studierenden zwischen 2001 und 2003, unterstützt von einer Historikerin und einem Psychologen. Den meisten Jugendlichen wurde die Teilnahme am Projekt im Rahmen des außergerichtlichen Tatausgleich, auferlegt; 15 waren verurteilte Neonazis. In Kleingruppen lernten sie über das Verbotsgesetz, die NS-Zeit und Demokratie. Dafür hatte jedeR von ihnen eineN StudierendeN als Tandem-PartnerIn. „Weil für einen Lehrling, der es nicht gewohnt ist, in einem Uni-Kurs zu sitzen, ist das ganz schön heavy. Der traut sich vielleicht gar nichts zu sagen“, erzählt Dyk-Ploss. In den Pausen konnten TeilnehmerInnen mit ihren Tandem-PartnerInnen über Dinge reden, die sie den KursleiterInnen nie erzählen würden. Das eine oder andere Tandem traf sich auch außerhalb der Kurse.

Das Projekt war eines der wenigen in Österreich, das sich ernsthaft damit beschäftigte, wie Neonazis dabei geholfen werden kann, ideologisch und sozial aus der rechtsextremen Szene herauszukommen. Im Gegensatz zu Deutschland, wo die Organisation *Exit*

Neonazis beim Ausstieg aus der Szene hilft, sind es in Österreich nur einzelne engagierte BewährungshelferInnen, SozialarbeiterInnen und HistorikerInnen, die sich des Themas annehmen.

Einer von ihnen ist Andreas Peham vom *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* (DÖW). „Niemand wird als Neonazi geboren und muss sein Leben lang Neonazi bleiben“, sagt Peham. Deshalb besucht er Schulen, leistet dort Aufklärungsarbeit und hat auch schon mit Aussteigern gearbeitet. Sein Fazit: „Die Szene in Deutschland ist zwar größer und militanter, aber es gibt auch in Österreich Bedarf.“ Was in Österreich fehlt, um eine Institution wie *Exit* einzurichten, ist nur der politische Wille, ist er sich mit Willy Mernyi vom *Mauthausenkomitee Österreich* (MKÖ) einig. „Fekter [ehem. Innenministerin, ÖVP] hat zu uns einmal gesagt ‚wenn wer was wissen will, soll er halt bei der Polizei anrufen.‘ Aber zeig mir bitte mal die Eltern, die die Polizei rufen, weil sie Angst haben, dass ihr Sohn oder ihre Tochter in die rechtsextreme Szene rutscht“, erzählt Mernyi.

DIE GRUPPE ALS FAMILIENERSATZ. Tatsächlich kommt man bei jungen Neonazis weder mit Polizei noch mit Geschichtsunterricht weiter, weiß Peham. Grund dafür ist nicht zuletzt, dass die, meist männlichen, MitläuferInnen in Neonazi-Gruppen nicht aus ideologischen Gründen dabei sind. Die Führungskader stammen zwar häufig aus rechten Familien; in den unteren Ebenen kommt die rechte Ideologie aber erst an zweiter Stelle, an erster stehen Gemeinschaftsgefühl und eine Faszination für Gewalt.

Der Einstieg erfolgt meist extrem früh, zwischen 14 und 18. Die jungen Männer stammen häufig aus zerrütteten Familien und können mit

Gewalterfahrungen und fehlender Anerkennung nicht umgehen. „Das habe ich in fast allen Fällen, mit denen ich gearbeitet habe, so erlebt“, erzählt Peham. „Die fehlende Anerkennung führt zu Selbsthass. Der wird auf andere übertragen. Solchen Jugendlichen fällt es schwer, Beziehungen aufzubauen.“

Die Gruppe verspricht Stärke, ein Gefühl von Überlegenheit und Zugehörigkeit, und wird zum Familienersatz. Die Jugendlichen werden von Opfern zu Tätern. Es bringt deshalb nichts über Politik, das Judentum oder Asylstatistiken zu diskutieren, erklärt Peham. Damit der Ausstieg funktionieren kann, müssten die Einstiegsgründe wegfallen.

Tatsächlich melden sich Neonazis meist dann beim DÖW, MKÖ oder in Deutschland bei *Exit*, wenn diese Einstiegsgründe wegfallen. Aussteigen bedeutet, sich dauerhaft freiwillig aus der Gruppe zu entfernen. Eine auferlegte Fahrt nach Mauthausen nach einer Verurteilung sei kein Ausstieg, sagt Peham. Ein freiwilliger Ausstieg ist meist genau dann möglich, wenn die Jugendlichen eine Beziehung haben, das erste Kind unterwegs ist oder es ihnen auch nur gelingt, zu jemandem eine funktionierende Freundschaft aufzubauen. Dann ist die Gruppe selbst nicht mehr notwendig. Bei Mernyi melden sich selten Neonazis selbst, die aussteigen wollen, meistens rufen Frau oder Freundin an – eine Erfahrung, die auch Dyk-Ploss gemacht hat: „Das akzeptiert einfach keine, dass ständig die Polizei vor der Tür steht.“

Ein weiteres Ausstiegsmotiv ist die abschreckende Wirkung des Verbotsgesetzes. „Die typische Neonazi-Karriere endet unausweichlich mit Gewalt, Konflikt mit dem Verbotsgesetz und nicht selten im Gefängnis“, sagt Peham. Auch diese Konsequenzen schrecken viele MitläuferInnen ab. „Weil mit dem

Stempel ‚rechtsextrem‘ hast du in österreichischen Gefängnissen kein leiwandenes Leben“, meint Mernyi. Dazu kommen noch ganz praktische, ökonomische Probleme: Eine Vorstrafe wegen Wiederbetätigung oder ein auffälliges Hakenkreuz-Tattoo erschweren zum Beispiel die Jobsuche.

Genau bei solch alltäglichen Dingen und nicht bei der Politik setzt dann auch die Ausstiegshilfe zunächst an: Wegziehen aus der alten Umgebung, Hilfe bei der Suche nach Arbeit oder Lehrstelle und dabei eine/n Arzt/Ärztin zu finden, der/die ein Hakenkreuz gratis entfernt oder eine/n TätowiererIn, der/die billiger ein anderes Motiv darüber tätowiert. Dann, erklärt Peham, gehe es um Beziehungsarbeit, und darum zu zeigen, dass man zwar nicht die politische Einstellung des Jugendlichen, aber dessen Persönlichkeit akzeptiert. „Es ist schon auch wichtig, mich nicht anzupassen. Der Betreffende weiß ja über meine Einstellungen ohnehin Bescheid. Er weiß ja, dass ich eine Zecke, ein Linker bin. Aber es ist wichtig, dass er die Akzeptanz seiner Persönlichkeit fühlt – im Gegensatz zu Pessimismus und Ausgrenzung in der Szene“, erklärt Peham. Erst dann kann irgendwann auch über Politik gesprochen werden.

Das war auch in Dyk-Ploss' Projekt zentral. Sorgfältig hat sie zum Leben der Jugendlichen, die sie betreuen sollte, recherchiert und die Tandems danach ausgewählt. „Ich habe versucht einen Musiker einem Musiker zuzuordnen, oder einem Fußballer einen Fußballer.“ Nur drei der Neonazis waren Mädchen, aber die Hälfte der Tandem-PartnerInnen weiblich. Auch hier überlegte, Dyk-Ploss, welche Paare funktionieren können.

FEHLENDE RESSOURCEN. So gut solche Strategien funktionieren, flächendeckende Ausstiigsarbeit

können Studierendenprojekte oder Vereine wie das DÖW oder das MKÖ nicht bieten. Es bräuchte eine Zusammenarbeit zwischen SozialarbeiterInnen, BewährungshelferInnen, PsychologInnen, der Polizei – und natürlich Geld. Dyk-Ploss konnte als ehemalige ÖVP-Abgeordnete im oberösterreichischen Landtag bei der Finanzierung ihres Projekts auf ihre politischen Kontakte zurückgreifen. Denn gratis sollte keine StudierendeR beim Projekt mitarbeiten. Der erste Kurs wurde noch vom Land bezahlt, dann rief sie beim Innen- und Justizministerium an – schließlich fiel ihr Projekt in deren Bereich. Tatsächlich finanzierte der Bund auf Drängen von Dyk-Ploss einige Kurse. Dennoch wurde das Projekt nicht nur wegen nachlassender Nachfrage, sondern auch aus finanziellen Gründen 2003 beendet. „Ich war es irgendwann müde, um Geld zu betteln.“

Auch DÖW und MKÖ haben keine Ressourcen für AussteigerInnenprogramme. *Exit* in Deutschland kann hingegen aktiv Werbung für den Ausstieg machen, etwa auf Konzerten einschlägiger Bands, und spricht auch die Führungsriege an. Das DÖW kann sich so etwas nicht leisten. Zurzeit melden sich etwa zwei Ausstiegswillige im Jahr. Kämen mehr, wäre der Aufwand nicht mehr zu bewältigen. Auch das MKÖ kann den meisten, die sich melden, nicht helfen. „Ich habe weder Geld noch Sozialarbeiter“, beklagt Mernyi.

Seine und Pehams Forderung ist daher klar: „Das gehört einfach institutionalisiert.“ Eine entsprechende Institution hätte auch den Vorteil, dass wie bei *Exit* auch ehemalige Neonazis, die den Ausstieg geschafft haben, mit den betroffenen Jugendlichen arbeiten könnten. Sie haben eine höhere Glaubwürdigkeit als SozialarbeiterInnen oder BewährungshelferInnen von außerhalb.

In Österreich heißt es von politischen EntscheidungsträgerInnen meist, es gäbe keinen Bedarf. Allerdings gibt es dazu in Österreich weder Studien noch Zahlen. Der Rechtsextremismusbericht des Verfassungsschutzes wurde 2002 abgeschafft. „Die Politik geht davon aus, dass das Problem nicht existiert, wenn man die Augen verschließt“, kritisiert Mernyi.

DIFFUSE NEONAZI-SZENE. Klar ist jedenfalls, dass sich die rechtsextreme Szene in Österreich verändert hat. „Früher gab es klassische Skinheads, heute gut angezogene *Thor-Steinar*-Rechtsextreme. Früher waren sie am Rande der Gesellschaft, heute gehen sie in die Disko, wo alle hingehen“, fasst Mernyi zusammen. Die Szene ist diffus, die Gruppen sind nur lose organisiert. Die Jugendlichen definieren sich über Musik und Kleidung. Peham spricht von der „Erlebniswelt Neonazismus“. Diese Veränderungen machen Neonazi-Gruppen schwerer fassbar, und damit auch gefährlicher, weil sie gesellschaftlich stärker akzeptiert sind als früher.

Dass man dennoch durch Kontakte außerhalb der Gruppe und Beziehungsarbeit gegensteuern kann, zeigt das Projekt an der Uni Linz. „Wir haben immer gesagt, acht von zehn drehen wir um“, erzählt Dyk-Ploss. Unter denen, die im Rahmen der Diversion dabei waren, ist die Erfolgsquote sogar höher: Dyk-Ploss weiß nur von einem Rückfall. Von den anderen 49 ist niemand – jedenfalls was das Verbotsgesetz betrifft – wieder straffällig geworden. Dyk-Ploss' Fazit: „Das war der schönste Erfolg meiner Karriere.“

Magdalena Liedl studiert Zeitgeschichte und Anglistik an der Uni Wien.

Foto: commons.wikimedia.org



REFUGEE-PROTEST - SPENDENAUFTRUF

Im Herbst 2012 hat der selbstorganisierte Refugee-Protest gegen das Asylsystem in Österreich begonnen, er dauert bis heute an. Die Refugees protestieren gegen menschenunwürdige Gesetze, für eine legale Aufenthaltsmöglichkeit und einen Zugang zum Arbeitsmarkt. Einige von ihnen mieten seit kurzem ein Haus in Wien, in dem sie selbstbestimmt und unabhängig von Betreuungsorganisationen leben können. Dafür benötigen sie allerdings laufend finanzielle Unterstützung. Nähere Informationen dazu findet ihr unter: <http://refugeecampvienna.noblogs.org> (GS)

Foto: Ecotopia



ECOTOPIA BIKETOUR 2014

Fleißig in die Pedale treten, heißt es wieder auf der alljährlichen *Ecotopia Radtour* vom 10. Juli bis 30. September. Dieses Jahr soll der Balkan ausgiebig erkundet werden. Die Tour wird von einem offenen Kollektiv organisiert und richtet sich nicht nur an LiebhaberInnen des zweirädrigen Gefährts, sondern auch an Fans der D.I.Y-Kultur und KapitalismuskritikerInnen. Wer einmal reinschnuppern oder sogar mitmachen möchte, findet den Tourplan und nähere Informationen auf der offiziellen Webseite: www.ecotopiabiketour.net (GS)

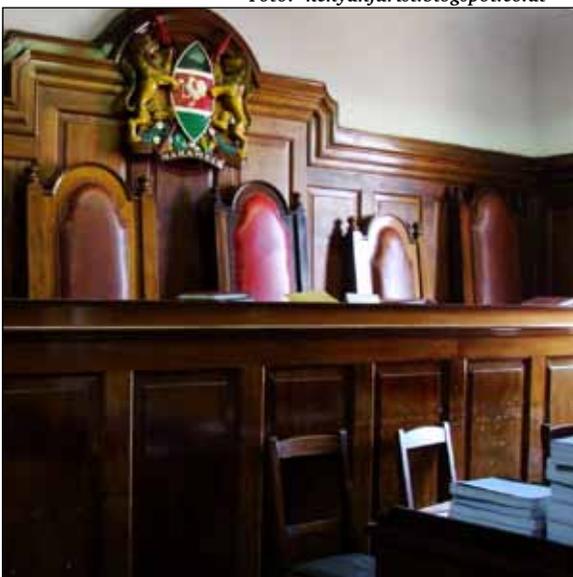
Foto: commons.wikimedia.org



LOBBYINGREGISTER

Eine neue Studie der AK in Kooperation mit dem ÖGB beziffert erstmals den immensen Einfluss der Finanzlobby in Brüssel. Die Studie zeigt auf, dass die Lobby rund um Banken und Finanzmärkte aus circa 700 verschiedenen Organisationen besteht, 450 davon aber nicht im offiziellen Lobbying-Register der EU verzeichnet sind. Laut Berechnungen der StudienautorInnen kommen auf eineN Kommissionsbeamten/in rund vier LobbyistInnen. Die Forderung nach einer verpflichtenden Registrierung von Lobbyinggruppen wird damit einmal mehr lautet. (GS)

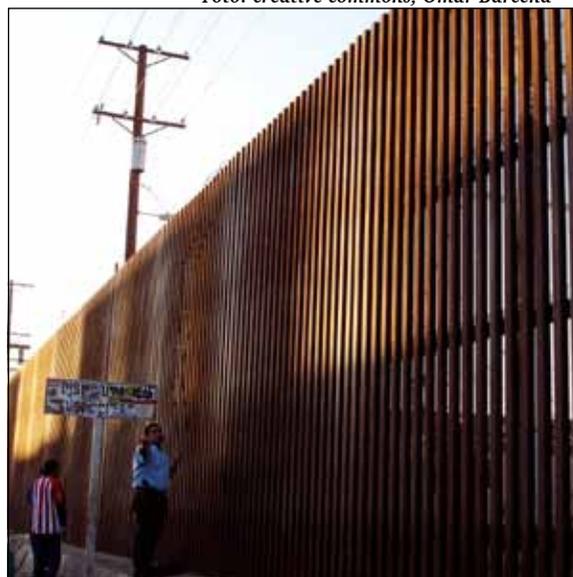
Foto: kenyanjurist.blogspot.co.at



VERGEWALTIGUNGSPROZESS IN KENIA

Der Prozess gegen einen Jungen, der beschuldigt wird, an der Vergewaltigung eines 16-jährigen Mädchens beteiligt gewesen zu sein, hat soeben in Kenia begonnen. Eine Petition mit 1,7 Millionen Unterschriften mit der Forderung nach Gerechtigkeit für das Opfer hatte zuletzt Druck auf die Justiz gemacht. Vergangenes Jahr führte der Fall zu großen Demonstrationen in Nairobi, da es nach dem Bekanntwerden zu keinem Prozess, sondern nur zu milden Strafen gekommen war. (SG)

Foto: creative commons, Omar Barcena



STEIGENDE KINDERMIGRATION

Das Ministerium für Innere Sicherheit der Vereinigten Staaten will zukünftig härter gegen illegalisierte Einwanderung von Kindern an der mexikanischen Grenze vorgehen. 2013 wurden über 25.000 unbeaufsichtigte Kinder an der Grenze im Süden der USA aufgefangen, die meisten von ihnen kamen aus Zentralamerika. Im letzten halben Jahr hat sich ihre Zahl verdoppelt. (SG)

Foto: Pink Dot SG



WEISS GEGEN PINK

In Singapur haben MuslimInnen zusammen mit ChristInnen dazu aufgerufen, weißes Gewand als Zeichen gegen die sechste *Pink Dot Gay Rights Rally* zu tragen. Letztes Jahr wurde diese von rund 21.000 Menschen besucht. Laut einer Studie glauben 78,2 Prozent der SingapurereInnen, dass gleichgeschlechtliche Liebe „falsch“ sei. Immer mehr MenschenrechtsaktivistInnen appellieren im Zusammenhang damit an den Staat, die Diskriminierung von Homosexuellen zu bekämpfen. (SG)

dossier

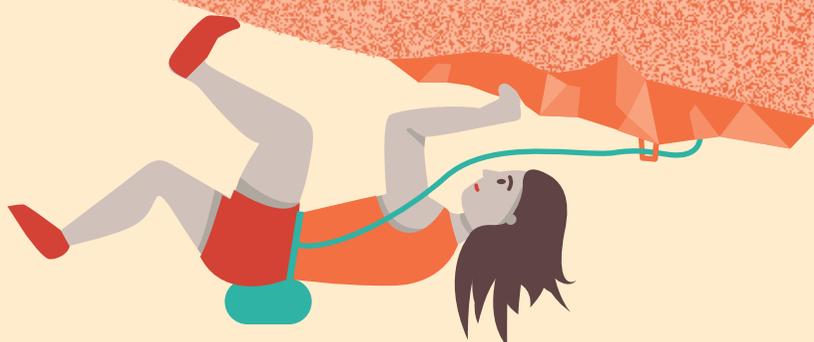
00:00



20:50

Sport

Von Fußball, Fans und Fitnesscentern



Lauf, Karotte, lauf!

Runtastisch

„Der totalen Erosion des bürgerlichen Selbstbewusstseins ist es zu verdanken, dass alle ununterbrochen für alles gelobt werden wollen, weil sie den Wert des eigenen Handelns selbst nicht mehr spüren“, kommentiert der Essayist Leo Fischer das um sich greifende Verlangen, die eigene Laufleistung in sozialen Netzwerken zu teilen. Mit der Handy-App *Runtastic* können die gelaufene Strecke, die zurückgelegte Distanz, die Durchschnittsgeschwindigkeit und die verbrannten Kalorien direkt auf *Facebook* gepostet werden. Egal ob mensch eine Seminararbeit vollendet hat, der Versuch, Marillenmarmelade selber zu machen, gut gelungen ist oder eben das Lauftraining absolviert wurde – das soziale Netzwerk soll die entsprechende Leistung nach Kräften bejubeln. Als tatsächlich teilungswürdiges Kuriosum lässt sich aber beispielsweise der am schnellsten gelaufene Marathon in Gemüseverkleidung nennen. Die Karotte beendete die 42 Kilometer in drei Stunden und 34 Minuten.

You'll never walk alone

„You'll never walk alone“ gilt weltweit als eine der bekanntesten Fußballhymnen. Im Finale der *Champions League* 2005 lag der *FC Liverpool* gegen den *AC Milan* bereits zur Halbzeit mit drei Toren zurück. Die angereisten *Liverpool*-Fans brachten mit ihrem Gesang das Stadium zum Beben und die intonierten Zeilen „Though your dreams be tossed and blown, you'll never walk alone“ motivierten die Spieler derart, dass sie schlussendlich im Elfmeterschießen doch noch die begehrte Trophäe gewannen. Die Ursprünge des Songs lassen sich auf das 1945 uraufgeführte Broadway-Musical „*Carousel*“ zurückführen. Die Vorlage dafür lieferte wiederum der ungarisch-jüdische Schriftsteller Ferenc Molnár, der 1939 in die Vereinigten Staaten emigrierte. In den 1960ern coverte die *Liverpool*-Band *Gerry and the Peacemakers* das Lied, was erklärt, warum es schließlich an der Anfield Road, dem Stadion des *FC Liverpool*s, auftauchte. Prominente Coverversionen gibt es auch von *Pink Floyd*, Barbara Streisand, den *Toten Hosen* oder Renée Fleming, die das Lied bei der Angelobung Barack Obamas anstimmte.

Ungarische Beach Bodies

„How to have a beach body?“ In sozialen Medien kursiert derzeit ein Sujet mit diesem Titel. Die Antwort: „Have a body. Go to the beach!“ Es sei also egal, wie mensch aussieht, ob dick oder dünn oder sonst irgendwie, Hauptsache mensch fühlt sich wohl dabei. Dem entgegen Vertreter_innen einer völkisch-nationalistischen Politik die Idee eines „gesunden Volkskörpers“: Die „eigenen“ Leute sollen sich gesund ernähren, viel an der frischen Luft sein und die Frauen jede Menge Kinder bekommen. Die ungarische *Fidesz*-Regierung unter Viktor Orban hat in diesem Sinne eine sogenannte „Volksgesundheitsabgabe“ umgesetzt. Diese Abgabe soll dazu beitragen, dass die überdurchschnittlich dicken Ungar_innen deutlich abspecken. Die Steuer wird unter anderem auf salzhaltiges Knabbergebäck und Energydrinks eingehoben. Traditionelle fettreiche Speisen wie Salami oder Langos sind von der Steuer jedoch ausgenommen. Das wäre dann wohl doch zu unmagyarisch.

Politisches Klettern

Klettern, egal ob in Hallen oder unter freiem Himmel, erfreut sich zunehmender Beliebtheit. In einschlägigen Internetforen werden dafür verschiedene Gründe vorgebracht: Der Reiz des Vertikalen, der Wunsch, den Gipfel zu erklimmen, die Steigerung der Konzentrationsfähigkeit und Kraft, die Grenzen von Körper und Geist zu erfahren oder schlicht mit Freund_innen an der frischen Luft zu sein. Geht es nach der Französin Cécile Lecomte, die sich selbst „das Eichhörnchen“ nennt, gibt es aber noch ganz andere Motive, irgendwo raufzuklettern. Lecomte klettert auf Hochhäuser, um Transparente herunterrollen zu lassen, auf Bäume, um deren Fellen zu verhindern, und seilt sich von Eisenbahnbrücken ab, um Castortransporte aufzuhalten. Auch *Greenpeace*-Aktivist_innen klettern regelmäßig auf Atomkraftwerke oder Stadiendächer, um zum Beispiel auf die Zerstörung der Arktis aufmerksam zu machen. Lecomte nennt diese Praxis „politisches Klettern“.

Frauen an den Ball

Während sich die FIFA weitgehend glaubwürdig gegen Rassismus und Homophobie ausspricht, bleibt das Thema Sexismus im Fußball meist unbeachtet. Bei einer Pressekonferenz antwortete Ex-Bayern-Präsident Uli Hoeneß auf eine Frage zur Fußball-WM der Frauen: „Ich dachte, wir reden über Fußball.“ Eine symptomatische Aussage angesichts der langen Geschichte der Exklusion von Frauen im Fußball. Im Jahr 1955 untersagte der *Deutsche Fußballbund* seinen Vereinen „Damenfußball-Abteilungen“ zu gründen und sogar „Plätze für Damenfußballspiele zur Verfügung zu stellen“. 1970 wurde das Verbot wieder aufgehoben, es wirkt aber bis heute nach. Fußball ist nach wie vor männlich: keine Trainerinnen, keine Managerinnen, keine Teamärztinnen, keine Präsidentinnen, keine Schiedsrichterinnen. Erste Pionierinnen beginnen aber, patriarchale Strukturen aufzubrechen: Die Portugiesin Helena Costa wurde am 1. Juni Trainerin der Männermannschaft des französischen Profi-Vereins *Clermont Foot*.

Knochenjobs

Tom Brady und Peyton Manning sind für American Football, was für den Fußball Stars wie Messi und Ronaldo sind. Gehälter in Millionenhöhe täuschen aber darüber hinweg, dass das Profibusiness für den Großteil der weniger bekannten Footballspieler_innen ein ausbeuterischer Knochenjob ist. Insbesondere der College-Football steht schwer unter Kritik. Denn während die Hochschulen und die Ligaverwaltung Millionen an ihren Sportteams verdienen, gehen die Athlet_innen leer aus. Individuelle Risiken durch Sportverletzungen stehen oft unbezahlbaren Versicherungsbeiträgen gegenüber. Noch düsterer sieht es im Bereich des Profi-Cheerleading aus. Anfang 2014 zogen mehrere Frauen vor Gericht und veröffentlichten schockierende Vertragsdetails. Lächerliche Taschengelder stehen massiven Eingriffen in die Privatsphäre gegenüber. Eine Cheerleaderin von den *Cincinnati Bengals* bezifferte ihren Stundenlohn mit 2,85 Dollar. Gleichzeitig seien Vorschriften zu Gewicht, Haarfarbe, Körperhygiene und Nebenjobs gang und gäbe.

„AUCH DIE FIFA IST EIN POLITISCHER AKTEUR“

Sport bewegt die Massen. Das zeigen nicht nur feiernde Fußballfans, sondern auch die Proteste auf den brasilianischen Straßen. Aber nicht nur in Zeiten der WM prallen Sport und Politik aufeinander, meint der Politologe Georg Spitaler.

progress: Sie forschen als Politikwissenschaftler zum Thema Sport und Politik. Mit welchen Fragen setzen Sie sich auseinander?

Georg Spitaler: Das hängt davon ab, mit welchem Politikbegriff man arbeitet. Es gibt PolitikwissenschaftlerInnen, die mit einem sogenannten „engen Politikbegriff“ arbeiten, die befassen sich eher mit dem Verhältnis von Institutionen, Staatlichkeit und Sport – also mit der Art und Weise, wie Sport politisch reguliert und gesteuert wird. Ich arbeite eher mit einem weiteren Politikbegriff und beschäftige mich zum Beispiel mit kollektiven Identitäten und Identitätspolitik im Sport. Da geht es dann etwa um die Frage, wie Geschlecht im Sport konstruiert wird, oder wie Exklusionen, wie etwa Antisemitismus und Rassismus, im Sport funktionieren. Auch der Körper im Allgemeinen ist ein interessantes Thema im Sport, denn in ihn schreiben sich verschiedene Identitäten und Macht als solche ein.

Vor ein paar Wochen ging ein Video viral, in dem Obama in einem Fitnessraum eines Hotels beim Trainieren zu sehen war. Die Medien haben daraufhin Obamas sportliche Leistung mit der Putins, von dem ähnliche Aufnahmen im Netz kursieren, verglichen. Was macht den Körper der PolitikerInnen so interessant?

In der Mediendemokratie ist die Darstellung politischer Körper ein wichtiger Teil von Politikvermittlung. Es geht hier um die Demonstration von Macht und von verschiedenen Regierungsstilen. Inszenierungen von Fitness lassen sich in der Politik besonders im Wahlkampf auf Plakaten und in Werbespots wiederfinden – da wird oft auf Metaphern aus dem Sport zurückgegriffen, um politische Inhalte mit der positiven Sphäre der Freizeitkultur in Verbindung zu bringen. Bei Putin geht es dabei meist um macht-

volle Inszenierungen und die Darstellung von Stärke. Ich denke bei Obamas Inszenierung steht hingegen stärker die Inszenierung von Normalität und Alltäglichkeit im Vordergrund. Sie soll uns sagen: Auch Obama geht ins Fitnesscenter. Das macht ihn für uns authentischer. Es geht dabei aber auch darum, Selbstdisziplin zu illustrieren und zu zeigen, dass man seinen Körper in Schuss hält. Das passt auch zu politischen Metaphern wie etwa „dem schlanken Staat“. Es passt gut zusammen, wenn PolitikerInnen einerseits ins Fitnesscenter gehen und sich andererseits gleichzeitig für eine neoliberale Wirtschaftspolitik stark machen.

Stehen sich Sport und Politik heute näher als zu anderen Zeiten?

Inszenierungen im Sport haben eine lange Tradition. Es gibt sie spätestens seit der Etablierung des Massensports und der Herausbildung von Nationalsportarten, in Österreich seit der Zwischenkriegszeit. Der Massensport ging mit der Konstruktion des Nationalen einher – das heißt, sportliche Erfolge wurden seither mit nationalen, lokalen oder regionalen Identitäten verknüpft. Es gab in dieser Zeit in vielen Ländern auch viele explizit politisierte Körperkulturen – wie in Österreich etwa der ArbeiterInnen-sport. Da gab es Massenorganisationen und öffentliche Aufmärsche, das Wiener Praterstadion wurde etwa 1931 für die Arbeiterolympiade gebaut, das war ein klares politisches Ritual. Das gab's natürlich nicht nur auf der Seite der ArbeiterInnen, sondern etwa auch bei den nationalsozialistischen Verbänden mit Verbindung zu militärischen Organisationen, die dann etwa Gymnastik oder Turnen, zum Teil auch öffentlich, praktizierten. Gleichzeitig gab und gibt es im Sport aber auch oft die Rhetorik des Unpolitischen. Viele AkteurInnen betonen eine Trennung der Bereiche Sport und Politik. Diese Idee gibt es spätestens seit der moder-

nen Neuerfindung der Olympischen Spiele durch Pierre de Coubertin, mit dem Olympismus als ziviler Religion. Olympische Spiele gelten aus dieser Sicht als unpolitischer Raum, eine Art Auszeit von der Politik. Sie wurden zur Bühne zentraler Werte der bürgerlichen Ära, die aber natürlich auch wieder politisch sind, siehe etwa Konzepte der Konkurrenz, der Fairness, angeblicher Chancengleichheit oder der Nation.

Auch FIFA-Präsident Joseph Blatter hat unlängst, in Hinblick auf die laut gewordene Kritik an der Entscheidung, die nächste Fußball-WM (2018) in Russland stattfinden zu lassen, gemeint, man solle den Fußball vor der Politik und politischer Einmischung schützen. Inwiefern ist Sport ein Instrument der Politik?

Die FIFA ist ein globaler Akteur, der sicher auch ein politischer Akteur ist, sonst würde sie nicht darauf bestehen, bei Verhandlungen an einem Tisch mit anderen politischen Akteuren wie der EU zu sitzen. Bei Blatters Aussagen geht es wohl eher darum zu zeigen, dass es allein die FIFA ist, die die Politik des Fußballs macht. Im Hinblick auf Ihre Frage müssen wir aber differenzieren, was wir unter „der Politik“ verstehen. Am Beispiel Brasiliens wird deutlich, dass man nicht einfach sagen kann, dass etwa die brasilianische Regierung alleine von der WM profitiert. Im Kontext der WM zeigt sich, wie kompliziert die Governance- und Regierungsstrukturen bei einer solchen Entscheidungsfindung sind. Da gibt es etwa lokale Interessen wie die der Veranstalter-Städte, die eine Rolle spielen, dann die der nationalen Regierungen und auch der Verbände, in dem Fall etwa des brasilianischen Fußballverbands, der übrigens auch eine lange Tradition von Korruption hat. Wenn hier wirklich jemand profitiert, dann ist das neben der FIFA und der Bauwirtschaft wohl der nationale

Verband, der an möglichen Gewinnen beteiligt wird. Im Hinblick auf die politischen Proteste innerhalb der Bevölkerung war es für die brasilianische Regierung natürlich auch ein Risiko, dieses Großereignis zu veranstalten.

An der aktuellen WM wird deutlich, wie stark ein Sportevent ein Land in Aufruhr bringen kann. Im Vorfeld gab es bereits laute Demonstrationen und Repression gegen die Protestierenden. Es wird befürchtet, dass bei einer Niederlage Brasiliens die Situation endgültig eskalieren könnte. Welche Rolle spielt Sport im Protest und in sozialen Bewegungen?

Einerseits kann Sport dazu dienen, eine soziale Bewegung zu festigen, siehe etwa die ArbeiterInnenbewegung, in der es viele Sportvereine gab. Andererseits können Megaevents wie die WM auch große Proteste triggern. In den letzten Jahren wird die enorme mediale Öffentlichkeit dieser Megaevents zunehmend dazu genutzt, um auf bestimmte Probleme und Anliegen aufmerksam zu machen. Am Beispiel Brasiliens wird sichtbar, welche politischen und sozialen Folgen ein Megaevent wie die WM hat: Der öffentliche Raum wird verändert, etwa wenn es um privatisierte Fanzonen, Sicherheitsmaßnahmen oder Umsiedlungen geht. BürgerInnenrechte werden im Zuge dessen weiter eingeschränkt. Das Missverhältnis von enormem Aufwand der Veranstaltung und nur schleppend verlaufendem Fortschritt bei Infrastruktur und Grundversorgung verursacht Proteste – sowohl gegen die FIFA als auch gegen die lokalen Regierungen.

Georg Spitaler lehrt am Institut für Politikwissenschaft in Wien, forscht zum Thema Sport und Politik und schreibt für das Fußballmagazin Ballesterer.

Das Interview führte Simone Grössing.

Wer schön sein will, muss leiden

Während sich Frauen daran abrackern, anerkannte Sportlerinnen zu werden, wird es für Männer immer schwieriger, selbstbewusste Sportmuffel zu sein. Auch sie geraten immer mehr unter Druck, Schönheitsidealen zu entsprechen.

Es ist Cristiano Ronaldo, der sich nach seinem Elfmeter Tor sein Trikotleiberl von *Real Madrid* über den Kopf zieht. Muskeln kommen darunter zum Vorschein. Ronaldo zeigt, wer hier das Sagen hat. Trotz seiner schwachen Performance im Finalspiel, ist er der König, nämlich Torschützenkönig der *UEFA Champions League*.

GOLDENER SIXPACK. Ronaldo zeigt der Welt, wie ein „richtiger Mann“ auszusehen hat. Er repräsentiert, dass Männer mit breiten Schultern, Sixpack, Bizeps und Trizeps viel Geld machen und Erfolg haben können. Seine Botschaft: Seht her, dieser Körper ist Gold wert. Wenn ihr Männer da draußen nur wollt, könnt ihr so sein wie ich. Moritz Ablinger, Redakteur beim Fußballmagazin *Balleteer*, ist überzeugt, dass sich der Fußballer David Beckham bereits um die Jahrtausendwende mit seinem sehr gepflegten und präsenten Körper extrem gut vermarktet hat. „Beckham wurde zum prägenden Fußballstar seiner Zeit und das, obwohl er kein großer Fußballer war.“ Ab diesem Zeitpunkt rückte ein durchtrainierter, modellierter Körper für Fußballspieler immer mehr ins Zentrum. Rosa Diketmüller, Professorin am Institut für Sportwissenschaften an der Uni Wien, beobachtet diese Entwicklung: „Es reicht nicht mehr, nur gut Fußball zu spielen, auch der Körper muss perfekt passen.“ Wer nicht gesund oder sportlich genug aussieht, dem hilft auch oft das Können nicht weiter.

Am Beispiel der Entwicklung des Fußballs lassen sich gesellschaftliche Umbrüche eindrücklich nachskizzieren. Der deutsche Männerforscher Klaus Theweleit behauptet sogar, wer den Fußball verfolgt, werde fast zeitgleich darüber informiert, wie sich die Gesellschaft verändert. Und die Geschich-

te des Fußballs scheint ihm retrospektiv Recht zu geben. Im Mittelalter war Fußball ein tagelanges, regelloses Spiel, das keine Unterscheidung zwischen Spieler_innen und Zuschauer_innen kannte. Mit der Industrialisierung verlor Fußball in England als Volkssport seine Bedeutung, fand seine neue Heimat in den Privatschulen und wurde dort kultiviert und diszipliniert. Eva Kreisky, emeritierte Professorin für Politikwissenschaften an der Uni Wien, sieht darin einen Bruch in der Rolle des Sportlers und Spielers. Von nun an ging es nicht mehr nur um spielerische Fähigkeiten, sondern auch um den Ethos des Spielers. Einen guten Spieler zeichneten ab diesem Zeitpunkt „Mut, Uneigennützigkeit, Fähigkeit zur Arbeit im Team und Härte gegen sich selbst“ aus.

EISERNER WILLE. Angesichts der eisernen Disziplin, sich selbst und seinem Körper gegenüber, gewinnt das alte Sprichwort „Wer schön sein will, muss leiden“ wieder an Aktualität. Denn der Körper ist oft widerspenstig. Er ist nicht der erhoffte Verbündete im Wettkampf um die schönste Frau, den besten Job oder engsten Kumpel. Er sabotiert mit Bierbauch, Schwabbeloberarmen oder Hühnerbeinchen. Unzählige Fitness- und Gesundheitsratgeber sollen Männern helfen, ihren unfitten Körper zu überwinden. In dem heuer erschienenen Ratgeber „Sixpack in 66 Tagen“ gilt Selbstdisziplin als der Schlüssel zum Erfolg. Das Buch ist eines der Produkte des Muskeltrends. Autor Andreas Troger dokumentiert darin seinen Selbstversuch, sich innerhalb kurzer Zeit einen fitten, muskulösen Körper zuzulegen. Strikt werden Nahrung, Trainingsübungen und Erholungsphasen geplant und strukturiert. Der Sportwissenschaftler Werner Schwarz schreibt in „Sixpack in 66 Tagen“ zufrieden: „Als Experte stelle ich fest: Training gut geplant und ausgezeichnet um-

gesetzt; Ernährung optimal bilanziert und eingehalten; Zusatzernährung bedarfsgerecht auf Training, Zusatzbelastungen aus Beruf und Alltag sowie den Ernährungsplan abgestimmt.“ Das klingt wie eine Analyse zur Wartung und Instandhaltung einer Maschine. Immer wieder wird betont, dass Troger eher ein Gelegenheitssportler sei, der gerne zum Fast Food greift und auch mal raucht und trinkt. Aber mit genügend Disziplin kann es selbst für den schlimmsten Sportmuffel noch ein glückliches Ende geben.

Der Körper wird zum sozialen Kapital, indem er wie ein Gegenstand behandelt und perfektioniert wird, um sich auf dem Markt als begehrte Ware verkaufen zu können. Unternehmen wie *Coca Cola*, *Giorgio Armani* oder *Nike* setzen in ihren Werbungen auf männerkörperbetonte Bilder, um ihre Produkte zu bewerben. Andere Firmen wie *Red Bull* setzen mit einem Extremsportprogramm weniger auf „Sex sells“, sondern auf Sport und Spannung. Die Sportler_innen sollen den „Spirit“ der Marke vertreten. Und welcher Sport passt besser zum Slogan „Red Bull verleiht Flügel“ als Extremsport? Mit der Austragung von Sportevents erreicht *Red Bull* breite Medienpräsenz und schafft einen Wiedererkennungseffekt. Allein der Stratosphärensprung von Felix Baumgartner wurde von 200 Millionen Menschen weltweit mitverfolgt.

Im Gegenzug bekommen Sportler_innen Sponsor_innenverträge. In medial sehr präsenten Sportarten, wie im Fußball, wird es daher für die Spieler zunehmend wichtig, sich als Marke zu etablieren. Laut Rosa Diketmüller setzen vor allem männliche Sportler ihre Körper gezielt für Marketingzwecke ein: „Ideale Kombinationen aus Bewegungsformen,



Illustration: Anna Hazod

die mit Geschlechterrollen und gesellschaftlichen Körperbildern übereinstimmen, sind gewinnbringend. Dass vor allem männliche Sportler viel mehr Geld bekommen, zeigt, wo das System verankert ist.“ Eva Kreisky hat in dem Sammelband „Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht“ gezeigt, dass Sport, und im besonderen Fußball, ein wichtiger Herrschaftsstabilisator ist, der Bilder von Männlichkeit herstellt und institutionalisiert.

Die Konstruktion unterschiedlicher Körperbilder der Geschlechter ist auch in den Medien nicht zu übersehen. Während Männer am Cover von *Men's Health* mit Versprechen wie „Breite Brust + starker Bizeps in nur 28 Tagen!“ geködert werden, ist es die „Last minute zur Bikini-Figur“-Formel im *Women's Health*-Magazin, die Frauen ansprechen soll. Die Coverfotos sind ebenfalls repräsentativ dafür, wie das jeweilige Ideal aussieht. Der Mann trägt ein enges T-Shirt, unter dem sich deutlich die breiten Schultern und die muskulösen Arme abzeichnen. Die Frau zeigt ihren nackten, flachen Bauch, der unter dem kurzen Top sichtbar wird. Die beiden Bilder illustrieren, dass zu einem sportlichen Männerkörper Muskeln gehören, während Frauen, die Sport betreiben, vor allem schlank, aber nicht durchtrainiert aussehen sollen.

In einer Gesellschaft, in der sich jede_r über Selfies oder Social Media präsentiert, wird das Aussehen immer zentraler. Die ständige Sorge um den eigenen Körper ist für Männer eine paradoxe Entwicklung. Auf der einen Seite werden Männlichkeitsideale über durchtrainierte Körper definiert, andererseits sind Männer Hohn ausgesetzt und werden als weiblicht und verweichlicht empfunden, wenn sie sich zu sehr um ihr Äußeres bemühen. Nicht ohne

Grund wird Cristiano Ronaldos intensives Verhältnis zu seinem Körper in der Sportgemeinschaft auch zur Projektionsfläche für spöttische Kommentare. So kursierte beispielsweise im Internet ein Bild von einem rosa Spielzeugbeautysset mit einem Emblem von Ronaldo darauf.

MUSKELPAKET STATT STANGENSELLERIE.

Die Gender- und Männerforschung verortet in dieser Diskrepanz einen neuen, extremen Druck auf Burschen und Männer. Gerade im Sport müssen Burschen den Überlegenheitsimperativ, also zumindest nicht schlechter als ein Mädchen zu sein, erfüllen, aber sie müssen nun auch gut dabei aussehen. „Der Schönheitszwang, mit dem Frauen konfrontiert sind, kommt jetzt auf die Burschen massiv und schlagartig zu. Junge Burschen sind oft gut durchtrainiert, viele gehen in die Kraftkammer und nehmen Muskelpräparate, damit sie mithalten können. Ein Stangensellerie zu sein, das geht nicht mehr. Die Burschen zupfen, werken, inszenieren und formen den Körper. Was gut und schlecht ist.“ Diketmüller ist überzeugt, dass Burschen durch die sportliche Bewegung durchaus auch ihr Selbstwertgefühl steigern und ein positives Körpergefühl bekommen können.

Bei Mädchen und Frauen hingegen sieht es bei der Motivation, Sport zu betreiben, meist doch ein wenig anders aus. Die Scham, resultierend aus Diskriminierungen, wie Pfiffen, abfälligen Bemerkungen oder auch nur Blicken, drängt sie in Fitnessstudios und zu „Speck-weg“-Trainingsprogrammen. Denn oft üben Frauen Sport – vor allem im öffentlichen Raum – erst aus, wenn sie die gesellschaftlich anerkannte, schlanke Figur bereits haben. Wenn sich das „Speck-weg“-Motiv jedoch nicht in einen lustvollen Umgang mit Sport umwandelt, gibt es wenig Chance auf

eine längerfristige sportliche Betätigung. Diketmüller sieht darin kein Eigenverschulden: „Ob ich als Frau Fußball spiele oder nicht, ist gesellschaftlich bedingt. Ob man Sport betreibt und welchen, sollte aber nichts mit dem Geschlecht zu tun haben.“ Dass Frauenfußball in den USA viel populärer als Männerfußball ist, zeigt für Diketmüller, dass die Wahl der Sportart hauptsächlich damit zusammenhängt, was in einer Kultur als „Männersport“ oder „Frauensport“ präsentiert wird. Eine wichtige Rolle spielen auch dabei die Medien, und die assoziieren Sport klar mit Männern. Nur 10 bis 15 Prozent aller Personen, die im Sport medial sichtbar sind, sind Frauen. Und die sind meist besonders attraktiv. Diketmüller erinnert sich an die ehemalige russische Tennisspielerin Anna Kurnikowa, die mit ihrem Aussehen bei den Medien punktete. Sie sieht jedoch die Gefahr, dass es jene Frauen, die nicht dem Schönheitsideal entsprechen (wollen), dadurch schwerer haben, erfolgreich im Profi-Sport Karrieren zu machen, oder sie überhaupt aus gewissen Sportarten ausgeschlossen werden.

Um der Sexualisierung des Frauenkörpers im Sport entgegenzuwirken, kämpfen beispielsweise Volleyballer_innen oder Tennisspieler_innen für längere Röcke, weitere Hosen und stoffreichere Tops. Denn in erster Linie soll der Sport zählen, nicht wie sexy die Sportlerin aussieht.

Marlene Brüggemann studiert Philosophie an der Universität Wien.

Es muss nicht immer Joggen sein

Vier unkonventionelle Sportarten im Portrait.

Der Weg des Schwertes

Bei der japanischen Kampfsportart Kendo entscheiden nicht Kraft und Größe. „Die Schnelligkeit macht's aus“, sagt Dieter Hauck und seine Mundwinkel zucken bei dem Gedanken an so manche Niederlage. Die Sportart setzt sich aus den beiden Wörtern Ken und Do zusammen, was so viel bedeutet wie „Weg des Schwertes.“ Mit echten Schwertern wird freilich nicht gekämpft, Bambusstangen in schwertähnlicher Form verhindern wirkliche Verletzungen. Dieter, laut eigenen Angaben eigentlich eher nicht prädestiniert für diese Sportart, weil zu groß und zu stark, trainiert seit über 30 Jahren Kendo. Schon als Jugendlicher beginnt er mit der japanischen Kampfsportart Jiu Jitsu. „Mitunter ein Grund war damals, mich gegen meine noch größeren Brüder wehren zu können“, sagt er und lacht. Durch einen Freund kam der 51-Jährige zu Kendo und ist seither überzeugter Kendoka. Heute ist er Vizepräsident der europäischen *Kendo-Föderation*.

Im Gegensatz zu anderen Kampfsportarten setzt Kendo speziell auf der geistigen Ebene an: Den oder die Gegner_in zu lesen und sich selbst und die Menschen in der eigenen Umgebung zu erfahren, sind Teil des Weges, den es beim Erlernen von Kendo zu bewältigen gilt. Dabei ist die größte He-

rausforderung bei einem realen oder nachempfundenen Kampf – und damit in der maximalen Risikosituation – die gelernten Techniken durch rasche Entscheidungen und unter Aufwendung aller Energiereserven genau richtig einzusetzen, um den/die Gegner_in zu treffen. Diese Kampfsituationen werden regelmäßig bei Turnieren und bei Welt- und Europameisterschaften nachempfunden, bei denen Dieter auch schon oft als Kämpfer und Funktionär beteiligt war. „Leben kann man von Kendo in Europa allerdings so gut wie nicht“, sagt er. Dafür ist die Kendo-Population in diesen Breiten noch zu klein. In Japan ist die Sportart Teil der Ausbildung von Polizist_innen, des Militärs und der Palastwache und wird auch in Schulen stark gefördert.

Trainiert wird die Kampfsportart ein ganzes Leben lang, sie ist somit Teil des Lebensweges und ständiger Begleiter – auch für den Wiener. Dieter erzählt vom Vater seines japanischen Trainers, der noch bis drei Tage vor seinem Tod Kendo trainiert haben soll. „Wir haben dann gesagt, wir reduzieren das auf zwei Tage, dann haben wir wirklich etwas erreicht“, sagt er und zeichnet mit seinen Armen die typische Schwertbewegung von Kendo nach.



Foto: Alexander Gortler

2,40 Meter hoch, sieben Sprossen

Eine zufällige Begegnung mit einem Diabolo-Spieler in Berlin hat sie inspiriert und damit ihr bisheriges Leben vollkommen auf den Kopf gestellt. Rosalie Schneitler hat braune Haare und ein Talent, ihr Italienisch so klingen zu lassen, als wäre sie nicht in Oberösterreich geboren. Die heute 30-jährige

der obersten Sprosse in „Fliegerposition“, mit dem Becken auf der Leiter, schweben. Heute lebt die Artistin von dieser akrobatischen Sportart und sieht es als ihre größte Herausforderung, ihre körperlichen Fähigkeiten in einen Ausdruck zu verwandeln und so jedes Stück einzigartig werden zu lassen.



Foto: privat

Mutter beginnt nach diesem Erlebnis die akrobatische Sportart Leiterartistik an der *Scuola di Circo Vertigo* in Turin zu studieren und entdeckt dort ihre Leidenschaft für den zeitgenössischen Zirkus. Als eine von 60 Bewerber_innen an der Zirkusschule wird sie zusammen mit 15 weiteren Studierenden aufgenommen und stellt sich zwei Jahre lang täglich einem siebenstündigen Training: Muskelkraft, Flexibilität, Bodenakrobatik, zeitgenössischer Tanz und Theater stehen auf der Tagesordnung. Dem folgt ein Training in der jeweiligen individuellen Disziplin der einzelnen Studierenden – für Rosalie war es die Leiter: 2,40 Meter hoch, Aluminium, sieben Sprossen. „Drauf zu stehen und das Gleichgewicht zu halten, das ist eine der ersten Aufgaben, die es zu bewältigen gilt“, sagt Rosalie. Ohne die Leiter an die Wand zu lehnen, versteht sich. Danach folgen die ersten Tricks: Über die vorletzte Sprosse springen und auf der anderen Seite wieder auf dieser landen, die Leiter in Tempo auf und ab erklimmen oder auf

„Genau das ist das Besondere am zeitgenössischen Zirkus – jede Person trägt ihre persönliche Note zu einem Stück bei.“ Ihr beruflicher Alltag besteht daraus, von Fest zu Fest zu reisen, von einem Auftritt zum nächsten. Von Mai bis Oktober dauert die Saison. Im Winter hingegen werden neue Shows geprobt, alte verbessert und trainiert. Rosalies eineinhalbjährige Tochter und ihr Lebensgefährte – selbst ein Zirkusartist – sind auf ihren zahlreichen Reisen immer im Gepäck.

Doch die geborene Zwertlerin wünscht sich seit kurzem einen festen Platz im Leben. Gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten überlegt sie, einen Grund in Italien zu kaufen. „In Österreich gibt es für den zeitgenössischen Zirkus leider zu wenige Möglichkeiten“, sagt sie. Dass diese Art von Zirkus aber nun auch langsam hierzulande ankommt, freut sie besonders.

Anne Schinko studiert Politikwissenschaft und Geschichte in Wien.

Paddeln, fangen, Tore schießen

Wer Kanufahren und Ballsport mag, der ist beim KanuPolo richtig. Zwei Mannschaften mit je fünf SpielerInnen versuchen bei dieser Crossover-Sportart, einen Ball mit der Hand oder dem Paddel möglichst oft im gegnerischen Tor zu versenken – während sie in einem Kanu sitzen. Die Sportart erfordert Multitasking: „Es ist eine Herausforderung, ein Boot ideal zu manövrieren und gleichzeitig den Ball zu fangen und zu werfen“, meint die Studentin Michaela Motowidlo. Zum KanuPolo kam sie wie viele andere EinsteigerInnen auch: Eigentlich wollte sie, als sie einen Schnupperkurs des *Vienna KanuPolo*-Teams besuchte, nur paddeln lernen. Heute ist sie ein führendes Mitglied des Vereins. Auch die Sportart selbst ist vor etwa 100 Jahren in Paddelvereinen entstanden.



Gespielt wird auf einem Spielfeld, das etwa die Maße eines Sportbeckens hat. Im Winter besteht die Möglichkeit, indoor zu trainieren. Allerdings sind die BesitzerInnen von Schwimmhallen oft skeptisch, da sie Angst haben, die Boote könnten das Becken beschädigen. So wird bis November im Freien gespielt. Wenn die Feinmotorik durch die Kälte gehemmt wird, verlagert das Team das Balltraining in die Halle, studiert Spielzüge ein oder analysiert Matches. Im Spielfeld gibt es beim KanuPolo keine fixen Positionen, sondern jede/r macht das, was seinen/ihrer Fähigkeiten entspricht.

Ein Match dauert zwei Mal zehn Minuten. Die Verletzungsgefahr ist

niedrig, da die SpielerInnen Schutzkleidung tragen. Die Boote sind an den Enden gummiert, da es erlaubt ist, gegnerische SpielerInnen zu rammen – allerdings nur, wenn diese gerade den Ball haben. Die Ausrüstung ist hauptsächlich Vereinsbesitz, weshalb die Kosten für die Mitglieder niedrig sind. „Anfänglich kamen hauptsächlich KanufahrerInnen zum Training, allerdings sind die oft sehr individualistisch. Beim KanuPolo geht es aber vor allem um Teamplay“, meint Heinz Hanko, der das *Vienna KanuPolo*-Teams trainiert.

Die Sportart ist actionreich und es fallen häufig Tore. Deshalb hat das Training des *Vienna KanuPolo*-Teams an der Alten Donau immer ZuschauerInnen. Einige davon be-

kommen dann Lust, KanuPolo selbst auszuprobieren. Neben Wien gibt es KanuPolo noch in Ybbs, Innsbruck und Salzburg. Im Moment besteht das *Vienna KanuPolo*-Team hauptsächlich aus StudentInnen. Im Training wird mixed gespielt, bei Meisterschaften gibt es eine Damen- und Herrenklasse. Weltweit führend sind die Niederlande. Olympisch ist die Sportart jedoch nicht, weshalb es auch wenig Förderungen und Berichterstattung darüber gibt. Es finden aber häufig internationale Turniere statt, an denen das *Vienna KanuPolo*-Team teilnimmt. Michaela träumt außerdem von einer Damennationalmannschaft, dafür gibt es derzeit allerdings noch zu wenige Spielerinnen.

Kampf unter Wasser

Von Unterwasserhockey über Unterwasserfußball bis zu Unterwasserrugby: Immer mehr Sportarten werden neuerdings auch im Nassen gespielt und so zu einer besonderen Herausforderung. „Man muss verschiedenste Fähigkeiten beherrschen, da der Sport plötzlich dreidimensional wird“, erklärt Heinz Frühwirt, der Co-Trainier des österreichischen Unterwasserrugby-Nationalteams. Neben Ausdauer, Kraft und Teamfähigkeit werden den SpielerInnen auch gute Tauchfähigkeiten abverlangt. „Viele sind von Unterwasserrugby schnell begeistert, geraten aber ebenso schnell an ihre Grenzen“, erzählt Frühwirt, der den Sport selbst schon beinahe seit seiner Erfindung betreibt.

Unterwasserrugby entstand in den 1970er Jahren in verschiedenen Tauchklubs. Ein Spiel dauert zwei Mal 15 Minuten, Tore werden geschossen, indem die SpielerInnen einen mit Salzwasser gefüllten Ball in einem Korb am Beckengrund versenken. Eine Mannschaft besteht aus zwölf SpielerInnen, davon sind sechs im Spiel, sechs warten auf ihre fliegende Einwechslung. Unterwasserrugby ist ein Vollkontaktsport, bei dem, wie beim Rugby, fast alles erlaubt ist, um dem/der GegnerIn den Ball zu entreißen. Drei SchiedsrichterInnen, zwei unter, eine/r über Wasser, achten darauf, dass die Regeln eingehalten werden. Zur Ausrüstung gehören ein kurzer Schnorchel, Flossen, eine Maske, eine Badehaube und ein Badeanzug. Die

Verletzungsgefahr ist durch das Wasser gemindert, da es die Wucht der Stöße dämpft. „Man kann sich die Sportart als Mischung zwischen Basketball und Eishockey vorstellen. Basketball, weil es mehr Körperkontakt als beim Rugby gibt, Eishockey wegen des fliegenden Einwechslens der SpielerInnen“, erklärt Frühwirt.

Unterwasserrugby ist ein Sport im Auftrieb. Der *Wiener Unterwasserrugby Club*, der drei Mal pro Woche nach Badeschluss in öffentlichen Schwimmbädern trainiert, profitiert vor allem von einem Unterwasserrugby-USI-Kurs. Den Großteil des Vereins machen StudentInnen aus, die restlichen Mitglieder sind bunt gemischt. Trainiert wird mixed, bei höheren Meisterschaften gibt es Damen- und Herrenteams. Etwa ein Drittel der SpielerInnen sind weiblich, wobei in Österreich gerade versucht wird, ein Damenteam aufzubauen. Unterwasserrugby ist ein traditionell europäischer Sport, führend sind hier vor allem die skandinavischen Länder sowie Deutschland. In Österreich wird Unterwasserrugby in Wien, Salzburg, Klagenfurt, Graz und Innsbruck gespielt. Olympisch ist die Sportart nicht, aber in Wien beispielsweise gibt es ausreichend Förderungen für das Team, so dass es regelmäßig an internationalen Turnieren teilnehmen kann.

Margot Landl studiert Politikwissenschaft sowie Deutsch und Geschichte im Lehramt in Wien.



Fotos: Christopher Glanzl

„Wer nicht hüpf, der ist ein...“

In Zusammenhang mit Sport werden exkludierende Ideologien verbreitet. *progress* nimmt den Antisemitismus im österreichischen Fußball unter die Lupe.

In der medialen Rezeption von Fußball steht oft die nostalgische Verklärung von Fußballlegenden, Vereinen oder einzelnen Spielen im Vordergrund. Eine kritische Hinterfragung der antisemitischen Auswüchse dieser Sportart wird dabei meist verunmöglicht. Zwar verweisen manche Stimmen neben der Kommerzialisierung des Fußballs auch auf Problematiken wie Antisemitismus und Rassismus auf den Tribünen. Aber selbst ihnen fehlt die theoretische Einbettung von einzelnen Tatsachenberichten. Das Wesen des Antisemitismus bleibt somit meist unerkant und seine Ursprünge bleiben unhinterfragt.

Antisemitismus wird in der Fußballliteratur oft als eine mögliche Form des Rassismus abgetan und nicht eigenständig behandelt. Dieser Zugang spiegelt sich leider auch häufig in der antidiskriminatorischen Fanarbeit oder in Fairplay-Kampagnen wider. So wird Antisemitismus oft nur nach entsprechenden Vorfällen von Seiten der Spieler oder Fans explizit zum Thema gemacht und eigenständige Projekte zur Sensibilisierung und Prävention stehen bis heute aus.

Rassismus und Antisemitismus sind jedoch in ihrem Wesen und ihren Erscheinungsformen grundverschieden: Der Hass auf Juden und Jüdinnen richtet sich gegen ihre imaginierte Allmacht, wohingegen sich der Rassismus gegen die jeweilige Ohnmacht der rassistisch markierten „Anderen“ wendet. Gerade auch weil Antisemitismus im Fußball nicht immer so deutlich auftritt, aber dennoch latent vorhanden und tief verankert ist, wäre die Auseinandersetzung mit dem Phänomen von besonderer Wichtigkeit.

WIR-IDENTITÄTEN. Im Fußball entsteht durch gemeinsam erlebte Sieg- und Niederlageszenarien ein regional

bis national verortetes Gruppenbewusstsein. Unter Fans stehen meist Werte wie Zugehörigkeit, die Treue gegenüber einer Mannschaft sowie die KameradInnenschaft untereinander im Mittelpunkt. Der Historiker Michael John beschreibt Fußball als „ritualisiertes Kampfspiel mit stark hierarchischem Charakter“. Die dabei verstärkte Gruppenidentität kann dazu führen, dass der sportliche Gegner als real existierender Feind wahrgenommen wird. Dabei entsteht ein kollektives Wir, das der Volksgemeinschaft nicht unähnlich ist und zur starken Identifizierung, auch durch Symbole wie zum Beispiel Fahnen, Kappen und Schals, einlädt. Fußballspiele können durch ihre Funktion als Ventil zur Freilassung von Aggressionen „potentielle Krisenherde“ darstellen, die ein gewisses Machtinteresse transportieren. Auf diese Weise vermischen sich soziale mit sportlichen Werten, die ausgehend von bestimmten Ideologien vorbestimmt sind. So ist auch die Affinität rechtsextremer Gruppierungen zum Fußball nicht neu und gründet auf den angesprochenen Wertvorstellungen bestimmter Fanszenen, wie der Betonung von KameradInnenschaft sowie nationalistischen, fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Orientierungen.

ANTISEMITISMUS OHNE JUDEN.

Antisemitische Sprüche wie „Schieß Juden“ oder „Wer nicht hüpf, der ist ein Jude!“ gehören bei Spielen gegen israelische Mannschaften zum rechtsextremen Fußballalltag. Rechts extremes Gedankengut wird zudem über Symboliken wie Reichskriegsfahnen und Keltenkreuze oder über NS-verharmlosende Botschaften wie Hitler-Grüße zum Ausdruck gebracht. Dass Antisemitismus aber nicht auf real existierende Juden und Jüdinnen angewiesen ist, zeigt sich in Österreich beispielsweise in den Auseinandersetzungen

der beiden Wiener Fußballklubs *Austria* (FAK) und *SK Rapid*. Da sich ersterer historisch gesehen aus bürgerlichen und jüdischen Gesellschaftsschichten zusammensetzte, sehen sich *Rapid*-Fans trotz der Tatsache, dass es in Österreich kaum bis keine SpitzensportlerInnen jüdischer Herkunft gibt, noch heute veranlasst, mit antisemitischen Parolen gegen die *Austria* anzutreten. Im August 2004 war auf einer Tribüne des Heimstadions der *Austria* der antisemitische Schriftzug „Franz Strohsack-Synagoge“ zu lesen, in Anspielung auf den Besitzer des *Magna*-Konzerns und ehemaligen Präsidenten der *Austria*, Frank Stronach. Bis heute finden sich rund um das *Rapid*-Stadion in Hütteldorf Davidstern-Sprayerien, verziert mit den Buchstaben FAK. Auch in den Reihen der Fans des *Linzer Athletik-Sport-Klub* (LASK) war 2007 ein Transparent mit der Aufschrift „Schalom“ zu sehen und Sprechchöre wie „Ihr seid nur ein – Judenverein“ waren zu hören. Bei einem Bundesligaauswärtsspiel 2009 gegen die *Austria* im Horr-Stadion wurden Parolen wie „Juden Wien, Juden Wien“ skandiert.

Judenfeindliche, antisemitische Ausdrucksformen zielen durch die mit antisemitischen Stereotypen verbundenen Konnotationen auf die prinzipielle Abwertung der gegnerischen Mannschaft oder der Schiedsrichter ab. Der Antisemitismus ist also auch als ein System von Welterklärungsmustern zu verstehen, in welchem Juden und Jüdinnen als Projektionsfläche für die eigene Paranoia dienen. Auch im Fußball zeigt sich die tiefgehende gesellschaftliche Verankerung der Ablehnung und Abwertung von allem, was als „jüdisch“ gilt.

NEONAZIS IM STADION. Fußballfans sind auch immer wieder Anwerbeversuchen durch Neonazis

ausgesetzt, die Fußballstadien dazu nutzen, ihre Parolen zu platzieren. Antisemitisch motivierte Aktionen waren beispielsweise bei den Fans des Wiener Klubs *Rapid* insbesondere ab den 1980ern wieder verstärkt anzutreffen, unter anderem weil der international bekannte Holocaustleugner Gottfried Küssel begonnen hatte, im *Rapid*-Stadion Nachwuchs zu rekrutieren.

Aber auch die *Austria* hat seit einiger Zeit selbst ein massives „Neonaziproblem“. Insbesondere der rechtsextreme, inzwischen ausgeschlossene Fanclub *Unsterblich* fungiert seit einigen Jahren als Sammelbecken für Neonazis. Nicht nur Sprüche wie „Rassist, Faschist, Hooligan“ oder „Zick-zack Zigeunerpack“ sollen zu ihrem Standardrepertoire gehören, bei einem *Europa League*-Spiel gegen die baskische Mannschaft *Athletic Bilbao* waren neben einer Reichskriegsfahne auch Transparente mit dem Spruch „Viva Franco“ zu sehen. Bereits zuvor war der *Austria*-Fanclub *Bull Dogs*, der selbst das Keltenkreuz in seinem Logo hat, durch einschlägige Fanartikel in den Farben der Reichskriegsflagge aufgefallen.

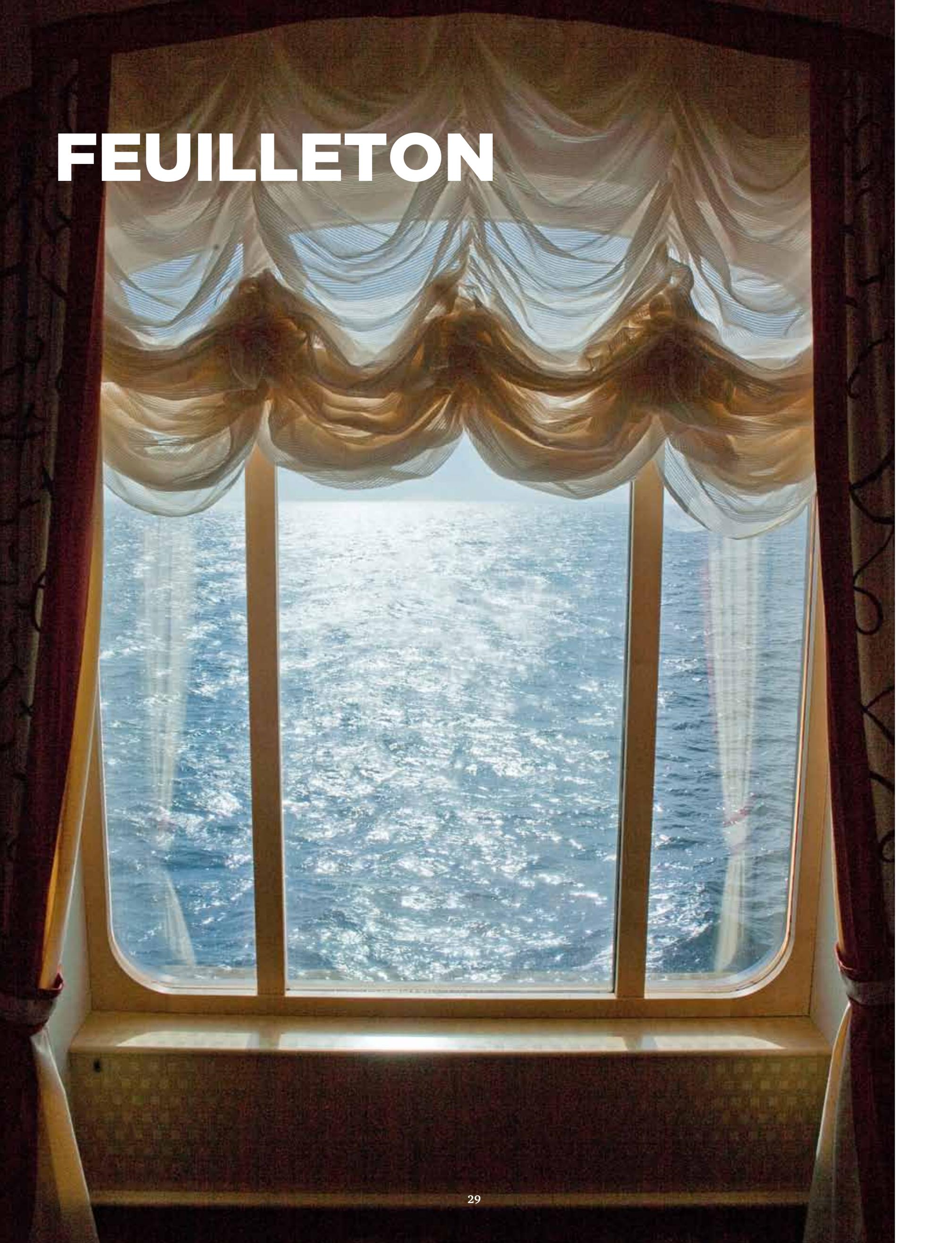
Judith Goetz ist Literatur- und Politikwissenschaftlerin und Mitglied der Forschungsgruppe „Ideologien und Politiken der Ungleichheit“ (www.fipu.at).

Literaturtipps:

Horak, Roman/Reiter, Wolfgang/Stocker, Kurt (Hg.): *Ein Spiel dauert länger als 90 Minuten, Junius, Hamburg 1988.*

Michael John: *Kriege im Stadion. Bemerkungen zu Fußball und Nationalismus; in: Schulze-Marmeling, Dietrich (Hg.): Der gezähmte Fußball. Zur Geschichte eines subversiven Sports; Göttingen 1992.*

FEUILLETON





Eine Reise auf acht Rädern

Ein Jahr lang waren Victoria und Reinfried mit Auto und Rollstuhl in Mexiko und Mittelamerika unterwegs. So wie jede Reise entwickelte auch diese ihre eigenen Geschichten und Herausforderungen.

Im Spätsommer 2010 haben sich die beiden aufgemacht. Eigentlich sollte es eine sechsmonatige Auszeit vom österreichischen Winter werden. Es wurde schließlich eine zwölf Monate lange Reise durch Mexiko und Mittelamerika. Dabei bestaunten Victoria Reitter und Reinfried Blaha nicht nur die schönsten Strände, durchtauchten malerische Buchten und machten unzählige Bekanntschaften. Sie hatten auch mit Krankheiten zu tun, machten es sich auf verlassenen Terrassen gemütlich und entwickelten eine besondere Taktik im Umgang mit lästigen Polizeikontrollen. Bis nach einem Jahr sowohl ihr Auto, mit dem sie rund 20.000 Kilometer zurückgelegt hatten, als auch Reinfrieds Rollstuhl eine Generalsanierung nötig hatten.

Victoria pausierte für die Dauer des Trips ihr Studium der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien, der studierte Architekt Reinfried ließ sich von seiner Arbeit in Graz karenzieren. Startpunkt der Reise war Los Angeles, wo sich die beiden einen alten Volvo, Baujahr 1984, zulegten. Denn eine Reise mit öffentlichen Verkehrsmitteln wäre nur unter schweren Anstrengungen möglich gewesen. Seit einem Ski-Unfall im Jahr 2006 ist Reinfried von der Brust abwärts gelähmt und nur mit einem Rollstuhl mobil. Aufgrund seiner Querschnittslähmung ist er auch auf Einwegkatheter angewiesen, um seine Blase entleeren zu können, je nach Wassermenge benötigt er dafür sechs bis neun Stück am Tag. Für eine halbjährige Reise hatten die beiden also eine Unmenge an Kathetern im Gepäck; der zusätzliche Stauraum

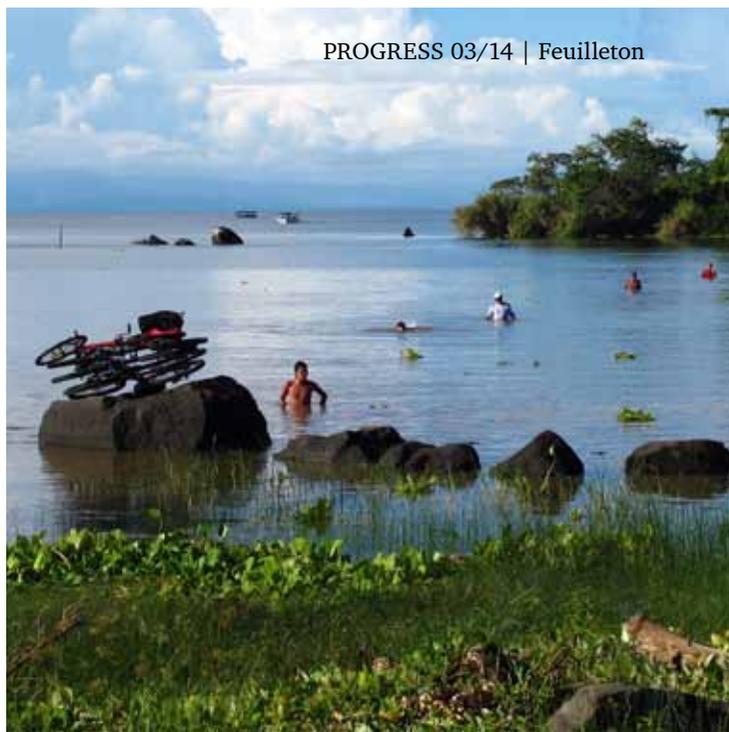
des Autos erwies sich deshalb als erhebliche Erleichterung. Kalifornien empfanden beide, auch im Vergleich zu Österreich, als relativ barrierefrei. Das änderte sich aber spätestens an der Grenze zu Mexiko: „Wir sind dann zu einem Team geworden, das voneinander abhängig war. Ich war angewiesen auf Vicki, sie aber auch auf mich. Ohne sie hätte ich quasi an einer Straßenecke sitzenbleiben müssen“, erklärt Reinfried.

DURCH DIE WÜSTE. Für die erste, rund 1.600 Kilometer lange Etappe, die sie durch die dünnbesiedelte, wüstenartige Gegend von Baja California mit ihren einzigartigen Stränden führte, ließen sich die beiden gut fünf Wochen Zeit. Mit wenig Budget ausgestattet, schlugen sie dort ihr Lager auf, wo es ihnen gerade am besten gefiel. Wild zu campieren, hatte in dieser Gegend allerdings einen erheblichen Nachteil: Der Boden ist dort so sandig, dass Reinfried mit dem Rollstuhl schnell steckenblieb. Vicki musste sich um Zelt und Lagerfeuer also immer alleine kümmern. Auf der Suche nach Alternativen mieteten sie sich schließlich auf den Terrassen von verlassenem Ferienhäusern ein. Für Reinfried bedeutete das, seine Mobilität zurückzugewinnen. Überrascht von den vergleichsweise niedrigen Temperaturen in der Nacht, mussten sie zum Schlafen manchmal nahezu alles anziehen, was sie dabei hatten. Das Auto wurde bald zu einem zweiten Zuhause. Täglich mit neuen Herausforderungen konfrontiert, entwickelten beide im Zuge der Reise für so manches Problem kreative Lösungen. Da Reinfried

auf Sitztoiletten angewiesen ist, solche in der Gegend aber dünn gesät waren, wurde kurzerhand ein Camping-Stuhl zu einer mobilen Toilette umfunktioniert. „Ich konnte mir jetzt die schönsten Toilettenplätze der Welt aussuchen“, erzählt er lachend. Zwei gestohlene Schlafsäcke, eine gebrochene Zeltstange und zwei löchrige Matten kostete die erste Etappe ihrer Reise, dafür hatten die beiden ihr Spanisch zu diesem Zeitpunkt bereits um gefühlte fünf Prozent verbessert.

In San José del Cabo, an der Südspitze Baja Californias angekommen, begann Reinfried in einem Architekturbüro zu arbeiten; Victoria fand Arbeit bei einer NGO, die Menschen im Slum-Gürtel rund um die Stadt unterstützt. Die Wohnungssuche gestaltete sich schwieriger, da es in San José del Cabo praktisch keine barrierefreien Gebäude gab. Konfrontiert mit der Aussicht, ihren Aufenthalt in Zelt und Auto verbringen zu müssen, tat sich aber plötzlich doch noch ein geeignetes Domizil auf: direkt am Meer, sogar mit einer Rampe bis zum Strand – ideal für einen Strandbesuch mit dem Rollstuhl.

WEIHNACHTEN AM STRAND. Statt mit einer importierten Tanne aus Kanada wurde Weihnachten mit *Corona* und Tequilla gefeiert. Zu diesem Zeitpunkt beschlossen Reinfried und Victoria auch, ihre Reise um drei weitere Monate zu verlängern. Damit standen sie aber auch vor einem Problem: Die Katheter würden früher oder später zur Neige gehen. Es musste Nachschub her. Ein Paket aus Österreich



Fotos: privat

wurde allerdings vom mexikanischen Zoll festgehalten. Um die Katheder dort abzuholen, hieß es also wieder ab auf die Straße Richtung Mexiko-City.

Am Weg in die Millionen-Metropole verbrachten Victoria und Reinfried die Nächte immer öfter in Herbergen. Geeignete Unterkünfte zu finden, die ohne Treppen, ohne zu steile Rampen und durch ausreichend breite Türen zugänglich waren, stellte sich aber auf der gesamten Reise als äußerst schwierig heraus. Während Reinfried im Auto wartete, sah sich Victoria die Herbergen an. Dabei entwickelte sie ein besonderes Auge für Maße: „Ich konnte auf den Millimeter genau erkennen, ob Reini mit dem Rolli durch eine Tür passen wird oder nicht.“ Dass sie aufgrund mangelnder Barrierefreiheit viele Unterkünfte ausschließen mussten, sollte sich aber als Bereicherung erweisen: „Auf diese Weise haben wir viele Plätze gesehen, die in keinem Reiseführer verzeichnet sind und haben eine Art Negativabdruck des Reiseführers gemacht“, erzählt Victoria. Oft wurden von GastgeberInnen auch provisorische Rampen angelegt oder anderweitig geholfen. In der Hauptstadt Mexikos angekommen, war es zwar nicht möglich, die Katheter tatsächlich aus den Fängen des mexikanischen Zolls zu befreien, mit Hilfe von Victorias Bruder und der österreichischen Botschaft erhielten sie aber trotzdem Nachschub.

GLEICHBERECHTIGT UNTER WASSER. Der weiteren Erkundung Mexikos stand somit nichts mehr im Weg. Besonders fasziniert waren Reinfried und Victoria vielerorts von der Unterwasserwelt. Sie gingen nicht nur oft schnorcheln, sondern lernten auch Tauchen – eine Sportart, die sie beide gleichberechtigt ausüben konnten. „Es hat zwar ein wenig gedauert bis ich die Stabilität unter Wasser gefunden habe. Ich habe aber schnell gemerkt, dass es eigentlich allen Tauchanfängern dabei gleich geht“, erzählt Reinfried. Nach 180 Tagen stand schließlich die Ausreise aus Mexiko bevor. Das Ziel war Kolumbien.

Ihre Reise führte zunächst über Belize nach Guatemala, ein Land mit einem indigenen Bevölkerungsanteil von rund 60 Prozent, in dem circa 50

verschiedene Sprachen gesprochen werden. Die Osterzeit verbrachten sie in der Stadt Antigua und erlebten dort die tagelangen Osterprozessionen. „Die ganze Stadt spielt eine Woche lang verrückt. In stundenlanger Arbeit werden bunte Teppiche aus Holzspänen auf die Straßen gelegt, dann kommt die Prozession, danach werden neue Teppiche gelegt“, erzählt Victoria. In El-Salvador fing Victoria an, Vulkane zu besteigen. Für Reinfried hieß das zwar, dass er den ganzen Tag im Zimmer bleiben musste, das war aber nach den vielfältigen Eindrücken der bisherigen Reise eine entspannende Abwechslung für ihn.

Je länger Victoria und Reinfried unterwegs waren, desto mehr Schwierigkeiten begegneten ihnen. Auch das geliebte Auto zeigte zunehmend Verfallserscheinungen: Mal war es eine kaputte Benzinpumpe, ein anderes Mal gaben ausgerechnet zur Regenzeit die Scheibenwischer auf. Wie immer wussten sich Victoria und Reinfried aber zu helfen und erdachten eine Konstruktion mit Schnüren, mittels derer sie die Scheibenwischer aus dem Auto heraus manuell bedienen konnten. Reinfried zog sich gegen Ende der Reise eine Fersenverbrennung zu, die sich nur deshalb nicht erheblich entzündete, weil er aufgrund seiner immer wiederkehrenden Harnwegsinfekte regelmäßig Antibiotika einnehmen musste. Victoria wiederum erkrankte an Denguefieber, eine Krankheit, die mitunter tödlich verlaufen kann.

BOOT STATT AUTO. Immer wieder waren die beiden auf ihrer Reise auch mit schlecht bezahlten PolizistInnen konfrontiert, die sich über Geld unter der Hand freuten. Für diese Situationen entwickelten sie eine spezielle Taktik: den Rollstuhlbonus. „Sobald uns die Polizei aufgehalten hat, ist Vicki ausgestiegen, zum Kofferraum gegangen und hat mühsam den Rolli ausgepackt“, erklärt Reinfried: „Meistens hat sich die Sache damit auch schon erledigt“. Sie entschieden sich schließlich, ihre Reise nochmals um weitere drei Monate zu verlängern; Victorias Bruder hat sie dafür noch einmal persönlich mit einer Katheterlieferung aus Österreich versorgt. Über Honduras ging es schließlich weiter nach Nicaragua. An der Grenze zu Costa Rica wurde schließlich der

Plan, über Panama bis nach Kolumbien zu reisen, durchkreuzt: Die Grenzbehörden wollten die beiden mit ihrem alten Volvo nicht einreisen lassen. So entschlossen sie sich, die touristisch kaum erschlossene Ost-Küste Nicaraguas zu bereisen – eine Gegend, in der es kaum Straßen gibt. Die meisten Strecken legten sie dort, wie die Einheimischen, im Boot zurück.

Am gefühlten Ende der Welt sollte dann schließlich das Schlimmste passieren, was sie sich vorstellen konnten: Die Kugellager des Rollstuhls gaben nach und nach den Geist auf. Für Reinfried bedeutete dies den Verlust seiner Mobilität, ein Tiefschlag für beide. Nach einiger Suche konnten sie aber den 80-jährigen Schweißer Mr. Silvio ausfindig machen, der das Nötigste reparieren konnte. Reinfried war zwar nicht mehr so mobil wie zuvor, für die Rückreise nach Mexiko-City reichte es aber. Dort überließen sie ihren lieb gewonnenen Volvo einem Künstler – im Tausch gegen zwei Gemälde. Zurück in Österreich war es für Victoria und Reinfried nicht einfach, in den Alltag zurückzufinden. Die Reise wird ihnen unvergesslich bleiben. Rückblickend meint Reinfried: „Wir haben bei dieser Reise viel gelernt, sie hat unseren Horizont erweitert. Sie hat unsere Intuition geschult und wir haben gelernt, Perspektiven zu wechseln. Trotz manchmal unüberwindbaren Barrieren haben wir erkannt, dass die meisten Barrieren in unseren Köpfen verankert sind.“

Georg Sattelberger studiert Internationale Entwicklung in Wien.

Reisevorträge von Victoria und Reinfried gibt es zu folgenden Terminen:

- 30.9. Wien Energie (www.allesleinwand.at)
- 8.10. Hartberg (Stmk.)
- 15.10. Seestadt Aspern (Wien)
- 23.10. VBH Schloss Retzhof, Wagna (Stmk.)
- 29.10. Leoben (Stmk.)

Für mehr Informationen:
<https://www.facebook.com/mebeguelhonicopa>



Foto: Alexander Gotter

PIONIERARBEIT OHNE TEMPOLIMIT

Wie die Verbindung aus Deutschrap, Dubstep und Grime funktioniert, haben uns die österreichischen Musiker *Atomique*, *P.tah* und *Con* erzählt. Nebenbei haben wir auch etwas über Rap und Politik erfahren.

Wer harte Beats mit deutschsprachigen Rapversen kombiniert, leistet in Österreich definitiv Pionierarbeit. Das DJ- und Produzententrio *Atomique* versucht gemeinsam mit den beiden Sprechakrobatanten, sprich Rappern, *P.tah* und *Con* genau diese beiden Elemente zusammenzubringen und ihren tanzbaren Sound um die 140 bpm (beats per minute) in der Alpenregion zu verbreiten. Sie stoßen dabei nicht immer auf Anklang, denn wie so oft braucht es seine Zeit, bis gute Ideen und außergewöhnliche Musik als solche anerkannt werden.

progress: Woher kommt eure Faszination für Dubstep?

P.tah: Ich hatte bereits sehr früh Interesse an Dubstep. Für mich war das ebenso wichtig wie zu einer bestimmten Zeit Punkrock oder auch Jungle und Drum and Bass. Hip Hop habe ich natürlich auch immer gehört. Die ganzen Dubstep-Sachen aus den UK und die Grime-Artists haben mich stark beeindruckt – das waren Alben von *So Solid*, *Roll Deep* oder *The Streets*.

Rainer (Atomique): Wir kommen ursprünglich aus der Drum and Bass-Szene und hatten daher schon immer einen starken UK-Bezug. Es war nahe liegend, dass wir uns so ab dem Jahr 2004 auch mit diesem neuen Musikstil auseinandersetzen.

P.tah: Mich bringt Musik um die 140 bpm leichter zum Tanzen als langsame Hip Hop-Beats auf 90 bpm. Ich denke, wir teilen alle diese Begeisterung für das Tempo von Dubstep, daraus ergab sich auch schnell unsere Zusammenarbeit.

Die Verbindung aus Deutschrap und Dubstep ist auf den ersten Blick eher ungewöhnlich.

Con: Unsere Musik wird auch nicht kritiklos angenommen. Vielen gefällt es, anderen wiederum gar nicht. Ich

habe vor Jahren begonnen, mich in Grime-Produktionen hineinzuhören, als es im Deutschrap zum Großteil nur mehr um das Kopieren eines amerikanischen Gangsterimages ging und Skillz weniger eine Rolle spielten. Damals wurde mir auch gesagt, dass unsere Art zu flown befremdlich wirkt. Wir hingegen hatten extrem Spaß an der Produktion und den Flows, die darauf möglich sind. Als dann unser Song „Spring“ da war, haben manche Leute ihre Meinung geändert. Aber für Österreich ist unser Sound schon eher ungewöhnlich.

P.tah: Viele Artists arbeiten mittlerweile im Rap-Bereich mit elektronischer Musik. Auch die Verbindung von Trap und Rap funktioniert dort.

Rainer: In Österreich wird unsere Musik als Dubstep gelabelt. Das verwirrt natürlich zunächst, weil Dubstep durch die Kommerzialisierung mehr und mehr als „uncool“ empfunden wird, jedoch in den Subgenres nach wie vor sehr nahe am ursprünglichen Sound geblieben ist. Das Problem ist daher nicht unsere Musik, sondern das Labeling. Es ist eben etwas anderes, wenn du jemandem erklärst, dass du Rap auf 140 bpm machst, oder eben sagst, du machst Rap auf Dubstep.

Wie kommt eure Musik also bei den HörerInnen an?

P.tah: Es kommt nicht an. Das wissen wir.

Con: Es wird oft kritisiert, dass unsere Texte aufgrund der hohen Geschwindigkeit nicht verständlich sind. Aber genau die Geschwindigkeit und das Spiel zwischen sehr langsam und sehr schnell erfordert ein besonderes Maß an Ausdauer, Teamwork und Energie, die bei Liveshows freigesetzt wird und gut ankommt.

P.tah: Viele Leute, die nicht wie wir mit Dubstep und Grime sozialisiert

wurden, können unsere Musik nicht fühlen. Es ist eben ein sehr komplexes Ding, das wir da machen.

Rainer: Natürlich haben wir ein paar Fans, aber wir haben einfach keine richtige Fanbase geschaffen. Wir treten auf, werden im Radio gespielt und bekommen positives Feedback. Aber wir füllen keine Konzerthallen.

Jay-Z meint in seinem Track „Moment of Clarity“: „I dumbed down my audience to double my dollars.“ Bringt „einfache“ Musik mehr Zuspruch?

P.tah: Das spricht für sich. Wenn du willst, dass deine Musik erfolgreicher wird, dann musst du einfacher und sleazy arbeiten. Aber das fällt uns relativ schwer.

Con: Wir stehen auch hinter unserem Sound. Im Grunde müssten wir mehr Promotion betreiben, um mehr Leute zu erreichen. Wir machen das in einem geringen Ausmaß, auf eigene Kosten, obwohl es voll zum Geschäft dazugehören würde. Wir machen es aber, soweit es eben Spaß macht. Wir arbeiten auch viel an unserer Musik und investieren Zeit und Geld, um die Qualität zu halten und um kontinuierlich besser zu werden.

Eines eurer letzten Konzerte war auf der Demo gegen die Identitären. Wieso seid ihr dort aufgetreten?

Con: Aus dem selben Grund, aus dem ich bei einer Demo gegen den WKRB-Ball am Boden sitze und friedlich unter hunderten Anderen meine Meinung demonstriere: Um präsent zu sein und mich gegen rechte Strukturen in Österreich auszusprechen.

P.tah: Es war jetzt nicht das erste Mal, dass wir uns in dieser Weise musikalisch geäußert haben. Wir machen das ständig. Egal ob für Ute Bock oder im EKH in Zusammenhang mit feministischen Festen. Ich finde es normal,

ein Statement zu setzen. Unsere Musik ist nicht in erster Linie politisch, doch in jeder Zeile steckt auch etwas Politisches. *Con* und ich sind sowieso ständige Demo-Geher.

Rainer: Für uns ist es einfach wichtig, ein Zeichen gegen Rechts zu setzen.

Braucht es mehr politischen Rap auf Deutsch?

P.tah: Davon kann es nie genug geben. Ich würde das gut finden. Nur politisch allein ist natürlich nicht immer gut. Die Ideologie und die musikalische Leistung müssen schon zusammenpassen. Es gibt eine Vielzahl an Problemen, die geklärt werden sollten. Es ist aber nicht gut, wenn einzelne Personen oder Gruppen beschuldigt werden und die Strukturen selbst nicht kritisch betrachtet werden. Rap kann dahingehend leider auch zu moralisch sein.

Habt ihr Beispiele für gelungenen politischen Rap?

Con: *Trishes*, beziehungsweise *Kaputtnicks*: „Brief an den Bundeskanzler“.

Rainer: *Jan Delay*: „Ich möchte nicht, dass ihr meine Lieder singt“.

P.tah: „Grüß Gott“ von *MENIMEN*. Im deutschsprachigen Raum finde ich *Amewu* gut.

Rainer: Rap aus Österreich war schon in den 90er-Jahren sehr politisch und hat sich dann auch kritisch mit der schwarz-blauen Regierung auseinandergesetzt. Im Vergleich dazu hat sich die ehemals sehr politische österreichische Drum and Bass-Szene bis auf einige Ausnahmen zu einer eher hedonistischen Spaß-Szene entwickelt.

<http://atomiqueptahcon.bandcamp.com>

Alexandra-Maria Toth hat Internationale Entwicklung in Wien studiert.

Not your Manic Pixie Dream Girl

Was auf den ersten Blick nach einer starken Frauenfigur aussieht, entpuppt sich schnell als sexistische Fantasie männlicher Filmmacher. Seit Jahren füllen Manic Pixie Dream Girls ganze Kinosäle.

Kaum ein Indie-Film mit männlichem Protagonisten und romantischen Plot-Lines kommt ohne diese Trope aus. Sei es Natalie Portman in „Garden State“ oder Zooey Deschanel in so gut wie jeder ihrer Rollen: Dem Manic Pixie Dream Girl zu entkommen, wird zur Herausforderung.

INDIE-CHICKS WIE AUS DEM BILDERBUCH.

Der Begriff „Manic Pixie Dream Girl“ (MPDG) stammt vom US-amerikanischen Journalisten Nathan Rabin und kam zum ersten Mal 2007 in seiner Rezension von Cameron Crowes Indie-Klassiker „Elizabethtown“ vor. Das MPDG hat im Film die Funktion, dem verbitterten, desillusionierten Protagonisten die schönen Seiten des Lebens zu zeigen. Sie weckt in ihm den Hunger auf Abenteuer, Sorglosigkeit und gleichzeitig hilft sie ihm bei der Suche nach einem Lebenssinn. Stets tritt sie als attraktive, frappante, künstlerisch angehauchte Twenty-Something mit einem Hang zur Impulsivität und Verträumtheit auf. Ihre Garderobe ist Vintage, ihre Haare trägt sie in unkonventionellen Farben oder mit schickem Pony, ihr Musikgeschmack ist etwas off-beat – so außergewöhnlich, wie *The Shins* oder *The Smiths* eben sein können. Im Prinzip verkörpert sie das Gegenteil von Spießigkeit, gerne spielt sie mitten im mit Familien gefüllten Park das „Penis-Spiel“ oder „Mutter-Vater-Kind“ bei *Ikea*. Selbst labelt sie sich häufig als Feministin.

Sie kann sehr vieles sein, was sie aber definitiv nicht ist, ist ein mehrdimensionaler, durchdachter Charakter, dessen Funktion über den Bruch der Alltagsmonotonie des Protagonisten hinausgeht. Außerdem wird die Figur in der Regel von weißen Schauspielerinnen gespielt, was die stereotype Verknüpfung von Hipness mit Weißsein reproduziert. Während tätowierte, flamboyante Weiße als edgy und alternativ gelesen werden, werden People of Colour in selbiger Montur als „ghetto“ beschimpft.

WRONG ON SO MANY LEVELS. Dabei wirkt das MPDG zunächst einmal autonom, selbstbestimmt und stark – sie verkörpert damit all jene Eigenschaften, die Frauen in Hollywoodstreifen oft abgesprochen werden. Doch das Einzige, was sie tatsächlich tut, ist Männern die Augen zu öffnen. Von ihren eigenen Erfolgen, Zielen oder ihrem Hintergrund erfahren wir wenig bis nichts. Stattdessen wird sie zum „Missing Piece“ idealisiert, ihre Makel und Macken werden romantisiert und eventuelle Hinwei-

se auf Mental Health Issues werden banalisiert. Die unkritische Rezeption macht es schwer, die Problematik offenzulegen.

In Michel Gondrys „Eternal Sunshine Of The Spotless Mind“ geht es hoch auf die Meta-Ebene. Auch hier gibt es ein MPDG. Clementine, die von Kate Winslet gespielt wird, passt in die typische Schablone der Trope, klärt den Protagonisten aber auch darüber auf, dass sie keine Lust hat, Typen aus ihrer Trübsal zu retten. Sie sagt im Film: „Too many guys think I'm a concept, or I complete them, or I'm gonna make them alive. But I'm just a fucked-up girl who's lookin' for my own peace of mind; don't assign me yours.“

Dass die Figur des MPDG eine Illusion ist, wird selten verstanden. So überträgt sich die Sehnsucht nach einer solchen Person von der Leinwand ins Leben. Die einen versuchen, in das Muster der MPDGs zu passen und sie zu imitieren, die anderen suchen nach ihrem MPDG – oder vielmehr ihrer Manic Pixie Dream Person.

ANSPRUCH UND REALITÄT. Die britische Journalistin Laurie Penny schreibt in ihrer Kolumne „I was a Manic Pixie Dream Girl“ für *New Statesman* darüber, auf eine sexuelle Fantasie reduziert und wie eine seltene Pokémon-Karte gejagt zu werden. In der Vergangenheit passte sie selbst in das Klischee des MPDG. Es war keine Ausnahme, dass sie im Supermarkt oder auf Partys von wildfremden Typen angesprochen wurde. Spannenderweise verloren diese das Interesse, sobald sich herausstellte, dass sie eine erfolgreiche Autorin mit Ambitionen ist und kein planloses Mädchen, das gerne *Joy Division*-Lieder auf der Gitarre covert. Es ist nichts Schlimmes daran, eine solche Person zu sein. Aber Laurie Pennys Erfahrungen machen sexistische Ansprüche sichtbar: Solange der Typ erfolgreicher als sein MPDG ist, läuft alles nach seinen Vorstellungen. Sie bleibt ein hübsches Anhängsel, ein Prestige-Objekt zur Vervollständigung seines artsy Lifestyles. Könnte sie mit ihrer Karriere die seinige überschatten, ist sie allerdings instantly dismissed.

Diese Verhaltensmuster zeigten sich jahrelang in den Romanzen der Autorin, sodass sie es in Erwägung zog, ihren Intellekt und ihren Erfolg vor Typen nicht vollständig zu enthüllen, aus Angst, ihr würden ihre Weiblichkeit und ihre Attraktivität abgesprochen.

Die Technik, „sich dumm zu stellen“, ist nichts Neues. Genau jene, die ein MPDG suchen, verachten sie gerne. Emanzipation schreiben sie sich dick auf die Fahnen, in der Praxis taucht sie nicht auf. Von Selbstreflexion keine Spur.

Durch die Reproduktion dieses Klischees verfestigt sich das Bild, Frauen seien stets zweitrangig und niemals mehr als eine Vervollständigung von Männern. Wie die Autorin Chimamanda Ngozi Adichies das in jenem Zitat formuliert, das auch Beyoncé aufgegriffen hat: „We say to girls: ‚You can have ambition, but not too much. You should aim to be successful, but not too successful. Otherwise, you will threaten the man.‘“

KEKSE FÜR DEN TYPEN, KNÄCKEBROT FÜR

DAS GIRL. Außerdem ist die Fantasie vom MPDG sehr heterosexuell geprägt. Obwohl einige MPDGs in der Vergangenheit auch lesbische Beziehungen geführt haben – sei es die College-Flamme Charlie von Zooey Deschanel in „(500) Days of Summer“ oder Ramona Flowers Exfreundin Roxie, die eine der sieben bösen Exe in „Scott Pilgrim vs. The World“ ist – werden diese nur als Phasen abgestempelt, der Begriff der Bisexualität fällt nie. Vielmehr sind diese „Eskapaden“ Ausdruck der Abenteuerlichkeit des MPDG und regen die männliche Fantasie weiter an.

Ein MPDG erscheint oft in Begleitung eines Nice Guys, eines leicht nerdigen Typen, der ein Frauenverstehertm ist und im Gegensatz zu Bad Boys stets in der Dauerschleife von Friendzones hängt – einfach, weil er zu „nett“ ist. „(500) Days of Summer“ ist ein Paradebeispiel dafür. Summer ist an keiner festen Beziehung interessiert und lässt trotzdem ein sexuelles Verhältnis zu. Für den Protagonisten ist das unlogisch, scheinbar kennt er nur die Dichotomie zwischen platonischer und romantischer sexueller Beziehung. Als Summer letztlich einen anderen Mann heiratet, wird sie automatisch als kaltherzige „Bitch“ abgestempelt. Das typische Nice Guy-Denkmodell, in dem alle, die nicht an ihm interessiert sind, „Schlampen“ sind. Ihm wird von vielen Seiten applaudiert, das MPDG geht hingegen, dank tief verankerter Misogynie, leer aus. Offensichtlich muss noch viel getan werden, bis alle verstehen, dass Frauen nicht dafür da sind, die Schlüppis irgendwelcher Nerds nasswerden zu lassen.

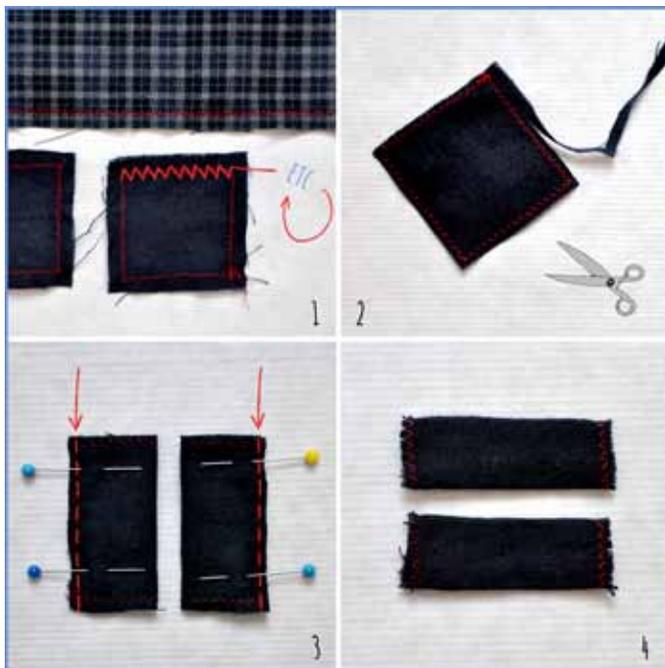
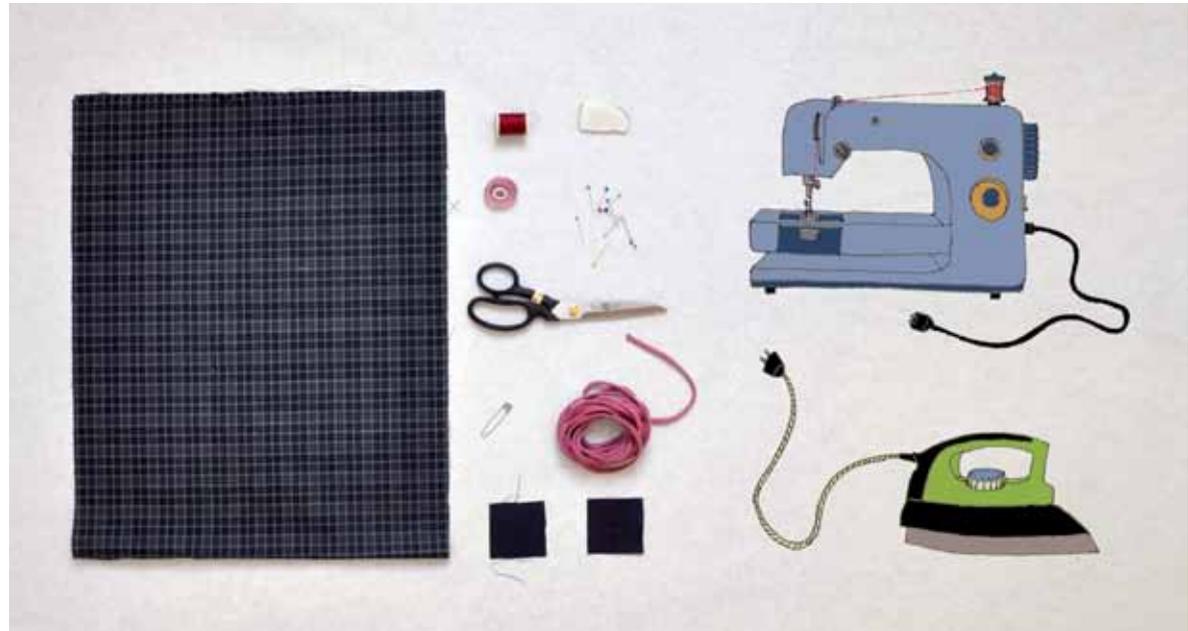
Hengameh Yaghoobifarah studiert Medienkulturwissenschaft an der Universität Freiburg.

RUCK.ZUCK.BEUTEL

Der praktische Beutel für sommerliche Badeabenteuer zum Selbernähen

ZUTATEN & WERKZEUG:

- Stoff – 1 Rechteck à 40 x 100 cm
2 kleine Quadrate à 6 x 6 cm
- Kordel – 2 Stücke à 150 cm
 - Nähseide
 - Stecknadeln
 - Schere
 - Maßband
- Schneiderkreide
- Sicherheitsnadel



1 Um ein Ausfransen des Stoffes zu verhindern, alle drei Stoffteile endeln: Mit Zickzackstich nähfüßchenbreit der Stoffkante entlangnähen, einmal rundherum.

2 Die Nahtzugabe bis knapp an die Naht heran zurückschneiden.

3 Für die Kordelschlaufen die zwei quadratischen Stoffstücke

jeweils einmal rechts auf rechts zusammenfalten, sodass die Schnittkanten genau aufeinanderliegen, mit Stecknadeln fixieren und entlang der langen Kante unter Berücksichtigung einer Nahtzugabe von circa 1 cm steppen.

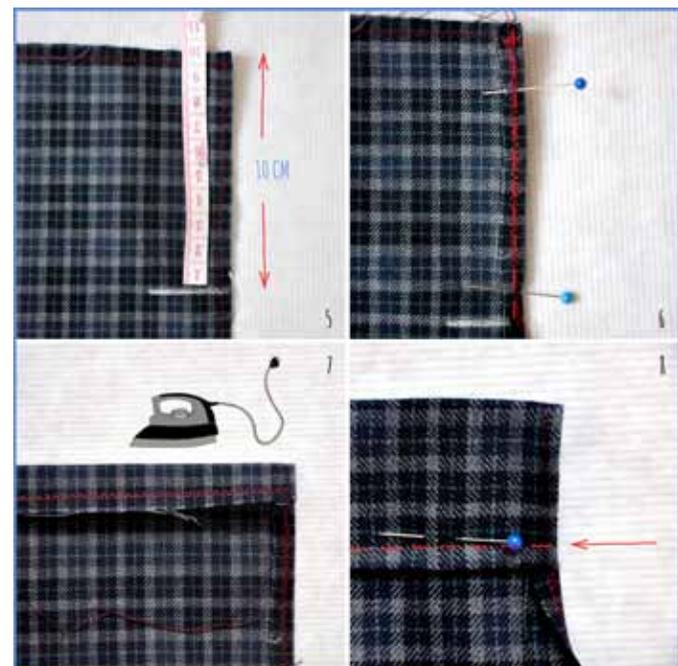
4 Wenden, sodass die rechte Seite außen liegt.

5 Für den Tunnelzug auf den langen Seiten des großen Rechtecks jeweils 10 cm von der kürzeren Stoffkante entfernt mit Schneiderkreide eine Markierung anbringen.

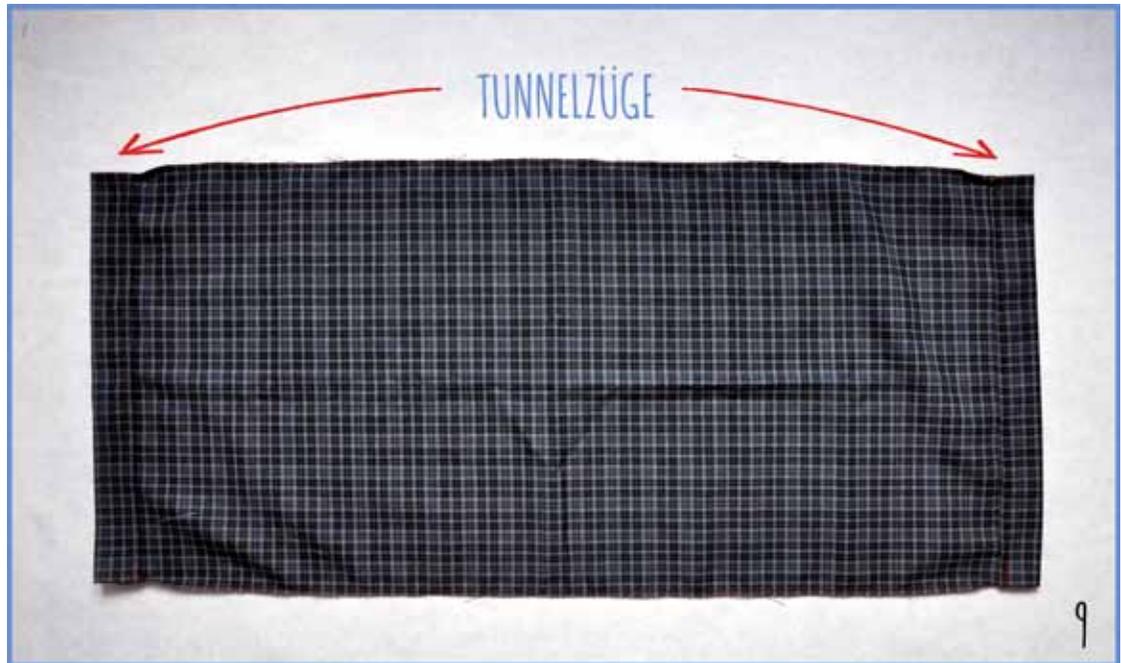
6 Die Nahtzugabe im Bereich der 10-cm-Markierung nach innen klappen, mit Stecknadeln fixieren und mit Geradstich feststeppen.

7 Die im rechten Winkel dazu liegende kürzere Stoffkante des Rechtecks etwa 1 cm weit umbügeln, ...

8 ... die Kante dann bis zur Markierung herunterfalten, feststecken und mit circa 1 cm Nahtzugabe steppen. Die Naht am Anfang und am Ende verriegeln.



9 Dasselbe auf der gegenüberliegenden Seite wiederholen. Die beiden Tunnelzüge sind nun fertig.



10 + 11 Das Rechteck wenden, sodass nun die rechte Stoffseite nach oben schaut. Die beiden Kordelschlaufen jeweils einmal quer zusammenfalten und etwa 2 cm links der Mitte der langen Kanten des großen Rechtecks so anbringen, dass die geschlossene Schlaufenseite nach innen schaut, während die offene genau auf den Kanten des großen Stoffstückes liegt oder ein wenig außerhalb davon. Mit Stecknadeln fixieren.

12 Das große Rechteck nun in der Mitte falten, sodass die Stoffkanten jeweils genau aufeinanderliegen, und die beiden Längsseiten mit Stecknadeln feststecken.

13 Die beiden langen Seiten zusammennähen, beginnend direkt unterhalb des Tunnelzugs bis ganz zum unteren Ende des Beutels. Die Nähte gut verriegeln.

14 + 15 Nähen erledigt! Es fehlen nur noch die Kordeln. Den Beutel wenden, so dass die rechte Seite nach außen schaut. Das erste Kordelstück mithilfe einer Sicherheitsnadel einfädeln: Rechts oben durch einen der beiden Tunnelzüge, durch den anderen zurück und nach unten durch die Schlaufe.

Mit dem zweiten Kordelstück links oben beginnen und genau spiegelverkehrt fädeln.

16 Die Kordeln verknoten und ...

17 ... c'est fini!

Ruckzuck über die Schulter werfen und den Sommer feiern!



Text, Fotos und Illustration: Ulrike Krawagna

LESESTOFF FÜR DEN SOMMER

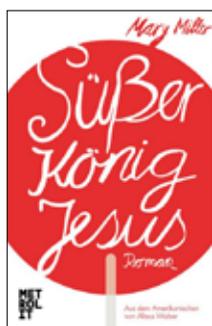
Für faule Nachmittage am See, lange Zugfahrten oder als Abwechslung zum faden Ferienjob. *progress* empfiehlt vier Neuerscheinungen für die heiße Jahreszeit.



WIE SOLLTEN WIR SEIN?

„Wir leben in einer Zeit ziemlich großartiger Blowjob-Künstlerinnen. Jede Ära hat ihre Kunstform. Das 19. Jahrhundert, das weiß ich, war super für den Roman.“ Ein bisschen ist Sheila Hetis Roman wie die HBO-Serie „Girls“. Er handelt von schlechtem, ungeschönten Sex und von Kunst, vor allem aber geht es um die Freundschaft zwischen zwei Frauen. Als „Wie sollten wir sein?“ 2012 in den USA erschien, wurde es zum großen Erfolg. Zu Recht. Der Kanadierin Sheila Heti ist ein Künstlerroman gelungen, der ganz ohne Form auskommt und die Grenzen zwischen Dokumentarischem und Literarischem auflöst. Eine junge Frau namens Sheila soll seit Jahren ein feministisches Theaterstück fertigschreiben, lässt sich von ihrem Mann scheiden und führt mit ihrer besten Freundin, der Malerin Margaux, zahllose Gespräche darüber, was der Mensch, das Ich, die Kunst sein sollte. „Margaux ergänzt mich auf eine Weise, die spannend ist. Sie malt mich, und ich nehme auf Band auf, was sie sagt. Wir tun beide, was wir können, damit die andere sich berühmt fühlt.“ Die transkribierten Gespräche sind dann auch ein großer Bestandteil von Hetis Roman, der in seiner Stillosigkeit alles sein kann: geschwätzig, banal, klug, berührend und komisch. Antworten gibt er im Übrigen keine. (Sara Schausberger)

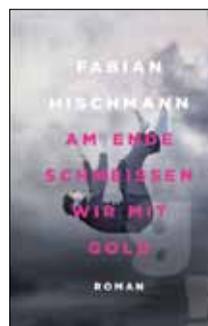
Sheila Heti: „Wie sollten wir sein? Ein Roman aus dem Leben“, aus dem Amerikanischen von Thomas Überhoff, Rowohlt Verlag, 2014, 336 S., gebunden 19,95 Euro, als e-book 16,99 Euro.



MIT KINDERSICHERUNG DER APOKALYPSE ENTGEGEN

Jess ist 15, und allein schon die Nennung dieses Alters reicht ja, die Dämonen der späten Kindheit, die erwachenden Begehrlichkeiten des ungeschlachten Körpers, die ganze geballte Unzufriedenheit und fahrig-euphorische Euphorie zu beschwören. Der Fall von Jess ist aber noch ein bisschen härter; sie ist die Tochter fundamentalistischer Christen, die glauben, dass die Endzeit unmittelbar bevorsteht, weshalb sie mit Jess und ihrer 17-jährigen Schwester Elise einen Roadtrip von Alabama nach Kalifornien unternehmen – mit aktivierter Kindersicherung der Apokalypse entgegen. Elise ist Vegetarierin, unglaublich hübsch und heimlich schwanger, während Jess, die pummelige Ich-Erzählerin, mit ihren Eltern von Fiesta Omelette zu Hamburger, von Schoko-Milchshake zu Bean Burrito zieht. Geschlafen wird in billigen Motels oder im Days Inn, die Familie ist sparsam, obwohl sie das Geld im Jenseits ja nicht mehr braucht. Das Bemerkenswerte an diesem Buch ist, dass das Szenario nie zum Ausnahmezustand gerät; die Figuren sind alle so himmelschreiend normal und plausibel – die schwitzige Autonomie, die schlecht verheimlichte Arbeitslosigkeit des Vaters. Dieses Buch ist eine großartige Mischung aus klassischem Road Trip, Coming of Age und liebevoll angeekelter Phänomenologie der amerikanischen Gegenwart. (Hannah Lühmann)

Mary Miller, „Süßer König Jesus“, aus dem Amerikanischen von Alissa Walser, Metrolit Verlag, 2. Auflage Berlin 2013, 288 S., gebunden 19,99 Euro, als e-book 14,99 Euro.



GENIALE FINGERÜBUNG

In der deutschen Feuilletonlandschaft taucht in jüngster Zeit immer dann das Wort „Institutsprosa“ auf, wenn der Rezensent oder die Rezensentin darauf hinaus möchte, dass ein Werk, vorzugsweise ein Debüt, irgendwie „blutleer“ und „erfahrungsarm“ sei und man ihm anmerke, dass der Autor oder die Autorin einem bildungsbürgerlichen Elternhaus entstammt, welches ihm oder ihr das Studium an einem der großen Literaturinstitute ermöglicht habe. Fabian Hischmann, der sowohl am Hildesheimer als auch am Leipziger Literaturinstitut studiert hat, hatte es nach Erscheinen seines Debüts nicht leicht, weil sich die RezensentInnen förmlich auf ihn stürzten und in seinem Roman eine „Fingerübung“ oder gar „infantile Hilfsverb-Prosa“ sahen. Neben diesen rezensitorischen Gleichgültigkeits- bis Wutbekundungen steht die Nominierung für den Leipziger Buchpreis. Was ist los mit diesem Buch? Es ist ein solider, am Anfang wirklich und am Ende nur noch sanft verstörender, nun ja, Debütroman. Er erzählt die Geschichte des werdenden Lehrers und Hobbytierfilmers Max Flieger, der während eines Griechenlandurlaubs der Eltern in sein westdeutsches Herkunftsdorf zurückkehrt. Aus einem beunruhigenden Geflecht latent psychotischen Naturerlebens erhebt sich die reale Katastrophe, die den Ich-Erzähler nach Kreta und schließlich nach New York führt. Ziemlich großes Kino eigentlich. (Hannah Lühmann)

Fabian Hischmann, „Am Ende schmeißen wir mit Gold“, Berlin Verlag, 2. Auflage Berlin 2014, 256 S., gebunden 19,60 Euro, als e-book 14,99 Euro.



DER NAZIENKEL

Es ist die Geschichte von Martin, der jeden Abend das gleiche Ritual vollzieht, den exakt vermessenen Aufstrich in kleinen Portionen auf verschiedene Stellen des Tellers verteilt, der seine Zigarre mit der Laubsäge portioniert, „weil Tabak Laub ist“. Martin ist Anthroposoph, „Kultur Mensch“, körperlich behindert, die Nazis wollen ihn sterilisieren lassen. Es ist aber auch die Geschichte von Martins Bruder Friedrich. Friedrich wird Abteilungsleiter im Rasse- und Siedlungshauptamt der SS. Er glaubt, dass körperliche Eigenschaften natürlicher Ausdruck von „Rasse“ und Charakter seien; seine Aufgabe ist es, die Bevölkerung in den Grenzgebieten zu selektieren, zu entscheiden, wer „eingedeutscht“ werden soll und wer nicht. Und es ist die Geschichte von Friedrichs Enkel Per, einem deutschen Historiker, der zu Beginn der Handlung einen etwas plakativen Nazi-Enkel-Trauma-Zusammenbruch erleidet und dann beginnt, in einem Akt biographischer Selbstermächtigung der verästelten Geschichte seiner uralten protestantischen Bildungsbürgerfamilie nachzuspüren. Leos autobiographisches Buch ist besonders, weil es, wenn es das Genre „Aufarbeitungsliteratur von Naziern“ gibt, dieses völlig neu verhandelt. Es ist gleichzeitig Bildungsroman von fast Thomas Mann'schem Geist, historische Forschungsarbeit und existenzielle Grundsatzreflexion. Nicht immer leicht zu lesen, aber unbedingt lesenswert. (Hannah Lühmann)

Per Leo, „Flut und Boden“, Klett-Cotta, zweite Auflage Stuttgart 2014, 350 S., gebunden 21,95 Euro, als e-book 17,99 Euro.

BILDER ECHTER MÄNNER*



Josch Hoenes: Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken, Transcript, 2014, 274 Seiten, 32,99 Euro.

In „Nicht Frosch – nicht Laborratte“ untersucht der deutsche Kulturwissenschaftler Josch Hoenes visuelle Darstellungen von Transmännlichkeiten aus transdisziplinärer Perspektive.

Er nimmt dabei die fotografischen Werke von Loren Cameron und Del LaGrace Volcano sowie den US-amerikanischen Film „Boys Don't Cry“ in den Blick. Hoenes zeigt anhand dieser Werke, wie auch künstlerische Prozesse auf transgeschlechtliche Lebensentwürfe einwirken und diese mit-konstruieren können. Der Titel des Buches leitet sich aus den Erfahrungen von Jamison Green ab, der Transmännlichkeit in Schulen und Universitäten „vorstellt“.

konstruiert oder natürlich als andere Formen von Männlichkeit.

In den analysierten Fotografien finden sich verschiedene Artikulationen von Geschlecht, von genitalen Formatierungen und von „evidenter Männlichkeit“, die ohne Penis auskommt. Hoenes arbeitet mit der Methode der teilnehmenden Lektüre. Das kritische Potential der besprochenen Werke liegt im Aufbrechen hegemonialer Normen von Geschlecht. Der Autor verortet sich selbst und das besprochene Material – mit Ausnahme des Films – in queeren, subkulturellen Kontexten. Auffällig ist jedoch der fast ausschließliche Bezug auf weiß-westliche Transmännlichkeiten, der kaum hinterfragt wird.

Jasmin Rückert studiert Japanologie und Gender Studies an der Universität Wien.

Zweimal hingehört

OWEN PALLETT - IN CONFLICT



Gesamtkunstwerk Pallett durchaus positiv untermauern. Ein bisschen musste ich dabei auch an die Depeche Mode der 1980er Jahre denken. Es ist aber ein extrem persönliches Album geworden, denn die Person Pallett gerät nie aus dem Fokus.

KATI: Ehemals als Ein-Mensch-Show Final Fantasy bekannt, dazwischen bei den Hidden Cameras, Live-Mitglied von Arcade Fire und heute eben: Owen Pallett. Owen Pallett hat aufgehört, sich zu verkleiden. Er hat, wie er selbst in der Eröffnungsnummer klarmacht, keine Angst mehr. So hört sich das Album auch an – nachdenklich und offen, ruhig, aber mit Spannungsbogen, persönlich und gleichzeitig politisch. Musikalisch dominieren Streichinstrumente und führen damit die klare Linie seiner bisherigen Arbeit weiter, gleichzeitig werden aber auch Einflüsse der 80er Jahre verarbeitet und mit klassischen Elementen verbunden. Atari meets Violine. Klingt nach einem ziemlichen Experiment, funktioniert aber tadellos. Anspieltipp: „In Conflict“ thematisiert die Entscheidung, keine Kinder haben zu wollen, die Owen als Genderdysphorie bezeichnet und meint, das an sich sei schon geschlechtsverneinend. Alles sehr schön. <3.

KATJA: Owen Pallett, der seinen Künstlernamen Final Fantasy leider schon vor langer Zeit aufgeben musste, veröffentlicht mit „In Conflict“ sein viertes Soloalbum. Die bizarre Mischung aus barocken Streicherklängen und Texten über Videospiele und queere Thematiken ist uns auch zehn Jahre nach seinem Debut erhalten geblieben. Wer die Streicherarrangements für Arcade Fire und Beirut mag, der sollte sich auch mit Palletts Alben auseinandersetzen. Ohne seine Einflussnahme wäre der Sound dieser Bands sicher nicht so originell geworden. Bei „In Conflict“ kommen erstmals elektronischere Industrialklänge vor, die (vor allem in „The Riverbed“) nicht so ganz zur Geige passen wollen, aber das

CRO - MELODIE



razin“ auf „zu Sarah zieh'n“ – muss man mögen).

KATI: Eigentlich wundert es mich, dass Cro die Zusammenarbeit mit Bravo kategorisch verweigert. Schließlich haben die Zeitschrift und der deutsche Rapper einiges gemeinsam: Den heteronormativen Sprech („Baby, ich fänd es cool, wenn du mir hörst“) und wohl auch die Zielgruppe. Der Typ mit der Panda-Maske hat den harmlos dahinplätschernden Gute-Laune-Hip-Hop für sich gepachtet und begeistert damit die (jugendlichen) Massen. Frauen werden pseudo-respektvoll als „Girl“ und mit „Baby, ich mag dich, wie du bist“ besungen. Für Jungs gibt's Polizistinnensex-Fantasien. Das Gros des Albums Nr.2 ist entsprechend plump, Ausnahmen wie „Never Cro Up“ sind aber lieb und lustig. Cro funktioniert wahrscheinlich, weil er in Haushalten mit Erwachsenen und Präpubertären musikalisch der kleinste gemeinsame Nenner ist und bei längeren Autofahrten zu überlaufenen Urlaubsdestinationen auf repeat laufen kann, ohne dass jemand die Nerven wegschmeißt.

KATJA: Die Pandamaske ist endlich wieder da! Schon immer hatte ich eine Schwäche für Musiker mit Maske, denken wir nur mal an Sido und Daft Punk. Cro hat wie Casper in den letzten Jahren in Deutschland hohe Wellen geschlagen. Beide mischen Hip Hop mit Pop und verletzen damit die Gefühle vieler Hardcorerapper. Cros neues Album kann nicht unbedingt durch neue Ideen punkten, liefert aber einen tighten, easy Soundtrack für den Sommer. Authentisch und mit einiger Selbstironie schafft Cro ein fresches Kartoffelalbum. Der Bonustrack „Nett Flanders“ mit einem Sample von The Jackson Five ist eine Hommage an seine Lieblingsserien und -filme (inklusive Reim von „Sar-

Katja Krüger und Kati Hellwagner studieren Gender Studies und Politikwissenschaften an der Uni Wien.

Distanzirkus Österreich

Warum das Distanzieren plötzlich derart in Mode gekommen ist und was es wirklich bedeutet.

„Treffen sich zwei Linke und spalten sich“: Seit Neuestem wird dazu bewusst und manipulativ durch eine unvergleichliche Zusammenarbeit zwischen Medien und Rechten angestiftet. Das geschieht durch einen hinterhältigen rhetorischen Trick: die Distanzierungsaufforderung.

Parteien, Organisationen und Unternehmen werden ja regelmäßig dazu aufgerufen, sich von bestimmten Aussagen oder Vorkommnissen zu distanzieren. Das gehört zum gesellschaftlichen Diskurs dazu und ist als Methode gar nicht so originell. So werden auch Rechte regelmäßig aufgefordert, von „Einzelfällen“ in ihren Parteien oder „verbalen Entgleisungen“ Abstand zu nehmen – was sie dann auch mehr oder weniger herzlich regelmäßig machen (müssen).

Was allerdings derzeit vergleichsweise neu ist, sind die Aufrufe beziehungsweise der vorausseilende Gehorsam, sich von einer Materie zu distanzieren, die nichts mit einem zu tun hat. So müssen sich neuerdings etwa Parteien und Menschenrechtsorganisationen von den Protesten gegen den Akademikerball und gegen die Identitären distanzieren, obwohl sie weder Organisator*innen noch Teilnehmer*innen der antifaschistischen Demos waren.

DER LETZTE SCHREI. Ein Auszug aus dem aktuellen Programm des Distanzirkus: Die ÖVP ruft etwa in einer Aussendung dazu auf, „linke Gewalttäter“ zu verurteilen. Prompt antwortet der grüne Bildungssprecher Harald Walser und distanziert sich „von allen Gewaltanwendern“ (außer der Polizei natürlich, die immerhin ein Gewaltmonopol hat). Werner Herbert von den *Freiheitlichen Arbeitnehmern* formuliert seinen Distanzierungswunsch penibelst vor: „Wir, die Organisatoren der Gegendemonstration von letztem Samstag, distanzieren uns in aller Schärfe von den Ausschreitungen linksextremer, krimineller Gewalttäter“, so der Vorschlag. Und nicht zuletzt appellieren auf *Twitter* ORF-Journalist/innen an die ÖH, von „Gewaltbereiten“ abzurücken.

Die Distanzierung ist der letzte politische Schrei, wie schon auf die Schnelle durchgeführte Presseagentur- und Mediensuchen zeigen. Zur Erinnerung: Niemand, der jemals in diesen Zusammenhängen zur Distanzierung aufgefordert wurde oder sich distanziert hat, war nachweislich an irgendwelchen

„Gewaltexzessen“ oder Scheibeneinschlägereien beteiligt. Niemand. Die Unschuldsvermutung interessiert Medien wie auch die Politik, wenn es um die vermeintlich „kriminelle“ Antifa geht, ja auch gar nicht: Diese ist nur bei namhaften Menschen mit der Bereitschaft und den Möglichkeiten zu klagen, wie Grasser, Strasser und Co., zu beachten.

DISTANZIERUNGSWUT. Die in Österreich als distanzierungswürdig eingestuften Scheibenbrüche werden übrigens wegen den niedrigen Sachschäden und ausbleibender Gewalt in anderen Ländern als „kleine Zwischenfälle“ oder „friedliche Demos“ beschrieben. Die hetzerische Berichterstattung in Österreich und die Diffamierung von friedlichem antifaschistischem Protest als „Gewaltexzess“, „Straßenschlacht“ und „Bürgerkrieg“ heizt die Distanzierungswelle an. Ohne Skandalisierung nämlich keine Distanzierungswut.

Jede und jeder fühlt sich aber nun plötzlich dazu be- und aufgerufen, sich von NOWKR, *#blockit* und der Ausübung von Demonstrationsrecht generell zu distanzieren – was auch immer das eigentlich in diesem Zusammenhang bedeuten soll. Oftmals erschöpfen sich Kommentare zu wichtigen Themen wie dem Rechtsruck und Antifaschismus lediglich darin, dass Abstand gesucht wird. Ist die brennend aktuelle Materie vielleicht auch einfach zu unbequem? Es ist für politisch Agierende jedenfalls viel einfacher, sich pauschal von irgendwelchen fiktiven Krawallen abzugrenzen, als sich inhaltlich mit den Fragen und den gesellschaftlichen Anliegen auseinanderzusetzen, die antifaschistische Proteste aufwerfen. Eine Distanzierung ist auch eine konsequente Verweigerung, Position zu beziehen.

Zu dieser Nicht-Ortung in der österreichischen Politik gehört meistens auch die fahrlässige und unglaublich fakten- und geschichtsblinde Gleichsetzung von Rechtsextremismus und (in Österreich nicht-existentem) „Linksextremismus“. Dazu kann nur eins gesagt werden: Wer von links und rechts gleich weit entfernt stehen will, befindet sich mitten in der Scheiße.

Jedenfalls führt die hysterische Distanzierungsmode zu einer breiten Entsolidarisierung mit antifaschistischem Protest und seinen Anliegen – eine perfide

Strategie der Rechten, auf welche die Medien hereinfallen. Es ist eine enge Zwickmühle, aus der es nur schwer ein Entkommen gibt. Der Populismus ist nämlich eine gut geölte Maschine, die die mediale und politische Rhetorik fest in ihren Zahnrädern mahlt.

ENTSOLIDARISIERUNG. Ein besonders eindrückliches und erschreckendes Beispiel für die Entsolidarisierung war etwa die Kundgebung gegen den Putin-Besuch in Wien am 24. Juni: Die Organisator*innen der Demo gegen die homophobe Politik Russlands hatten die Antifa dezidiert eingeladen – eine Antifa, die immer auch für die Rechte von Homosexuellen auf die Straße gegangen ist und sich – im Falle der Regenbogenparade etwa – dafür sogar festnehmen ließ.

Sich von Dingen zu distanzieren, die nichts mit einem zu tun haben – etwa zu Bruch gegangenen Scheiben – ist entbehrlich. Distanzieren muss oder kann man sich nur von Dingen, die man selbst angestellt hat oder für die man namentlich bürgt. In Österreich grenzt eine Distanzierung vom Antifaschismus an ein Verbrechen. Immerhin steht der antifaschistische Grundkonsens der Zweiten Republik trotz aller rechten Polemik mahnd im Raum. Trotzdem wird etwa in Interviews und Fernsehdiskussionen ständig zur Distanzierung gedrängt und selbstständig darauf hingestürzt.

Somit entgeht dem Antifaschismus in Österreich die Solidarität und Unterstützung einer breiteren Mitte. Es entsteht eine tiefe Kluft zwischen jenen, die für den Antifaschismus auf die Straße gehen, und jenen, die diesen prinzipiell oder zumindest feigenblättrig unterstützen würden. Diese Entsolidarisierung ermöglicht eine immer stärkere Kriminalisierung von Antifaschismus, eine Diffamierung aller, die ihr Demonstrationsrecht wahrnehmen, und absurde Polizeigewalt und -strategien. Um diese Entwicklung zu stoppen, müssten Journalist*innen und Medien aufhören, ständig zur dieser gesellschaftlichen Spaltung aufzurufen.

Olja Alvir studiert Germanistik und Physik an der Universität Wien.

Keine Termine mehr vergessen

SMS Erinnerungsservice der ÖH

ÖH BEITRAG

STUDIENBEIHILFE

STUDIENGEBÜHREN

INSKRIPTIONSFRIST

NACHFRIST

STUDIENBEIHILFE

LEISTUNGSSTIPENDIEN

ÖH BEITRAG

LEISTUNGSSTIPENDIEN

STUDIENGEBÜHREN



oeh.ac.at/erinnerungsservice



Vertragscheck



Lass deine Arbeitsverträge checken und hol dir Infos zu Arbeitsrecht, Arbeitnehmer_innenschutz, Versicherung, Dienstverhältnissen und Konsument_innenschutz.



Tel.: +43 (0) 1/3108880 - 41



Mail: vertragscheck@oeh.ac.at



persönliche Beratung Mittwoch 17-19 Uhr

www.oeh.ac.at

